

Die Gartenlaube



Illustrirtes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

Wöchentlich 2 bis 2 1/2 Bogen. — In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pfennig. — In Heften à 50 Pfennig oder Halbheften à 30 Pfennig.

Erndthens Heirath.

Von W. Heimbürg.

(Fortsetzung.)

Kochdruck verboten.

Es schlug acht Uhr. Verschiedene Herren zu Fuß waren längst vor dem Hôtel angekommen, dann auch Damen, und nun rollte der erste Wagen mit Ballgästen heran, zierliche Füßchen schlüpfen über das Trittbrett und helle Seide rauschte. Ein Geschüt löste das andere ab; jetzt eine elegante Equipage mit prächtigen Eisenrädern, eine leichte reizende Frauengestalt in hellblauem spitzenübersätheten Gewande bog sich vor und silberhelles Lachen schallte in Linden's Ohr. „Frau Friedrich!“ hörte er im Publikum murmeln, das sich schaulustig hinter ihm aus so und soviel Kindern, Weibern und Dienstmädchen um die Hotelterrasse versammelt hatte.

„Also ihre Schwester!“
 Wie eine liebliche Fee schwebte die junge blonde Frau die Treppe empor, gefolgt von dem Gatten in tadellosem schwarzen Frack, der ihr Fächer und Bouquet nachtrug.

Das Gespann rasselte über den Markt zurück, um in weniger als fünf Minuten wiederzukehren.
 „Trüdchen!“ flüsterte Linden und zog sich unwillkürlich etwas mehr in den Schatten zurück. Eine kleine volle Dame in lichtgrüner Toilette entstieg dem Wagen — dann war sie hin- und hergeschritten und stand hinter der Mutter, schlank und leicht, in schimmernd weißem, seidenem Gewand, die schönen Schultern leicht verhällt, und in der Hand einen wohlbekannten Strauß blauer Rosen. Aber das war nicht das Mädchen von vorhin! Der kleine Kopf hatte sich etwas in den Nacken gebogen, als zöge der schwere lichtbraune Haarstrang ihn zurück, und ein Ausdrück von stolzer Kälte lag über

dem klaren Gesicht, den er vorhin nicht bemerkt. Zwei Herren stürzten den Damen entgegen; der Erstere bot galant der Mutter den Arm, der Andere näherte sich dem jungen Mädchen; mit unnachahmlich stolzer Gebärde dankte sie, kaum die Fingerspitze auf seinen Arm legend; dann, wie ein holder Spuk, war es verschwunden, das Bild, das er mit dürftigen Augen umfaßt hielt.
 Aber nun bemächtigte sich seiner eine fast übermüthige Stimmung. Einer dürftig aussehenden Frau, die mit einem elenden Kinde im Arm gerade vor ihm stand, schenkte er ein Fäufelstück, und dem alten Sommerfeld, seinem Kutcher, ließ er einen Pöfal Glühwein bringen, so groß, daß der Alte sichtlich davor erschrak; „wenn wir man gut nach Haus kommen!“ meinte er bedencklich.



Gustav Nachtigal.

„Rein nörriß!“ gestand Linden sich selbst. Und als einen Augenblick darauf sein Wagen vorfuhr und zugleich die Klänge eines Strauß'schen Walzers an sein Ohr schlugen, begann er die Melodie der „Rosen aus dem Süden“ mitzusingen. Dann rasselte das Gefährt über den Marktplatz auf die finstere Landstraße hinaus, und rascher als sonst war er in 'einem stillen Zimmer daheim, und tausend anmüthige Gedanken mit ihm.

Zu Niendorf im Herrenhause gab es ein Zimmer, darinnen blühten Rosen in Fülle; nicht nur die in den Scherben zwischen den Doppelschtern oder auf dem Blumenbrette vor den Scheiden, je nachdem die Jahreszeit es gebot, auch im Stübchen selbst rankten sich Tausende der schönsten Erdenblumen um Silber und Meubel. Es machte einen

wunderlichen Eindruck, besonders wenn man statt des Dornröschens, welches man hier schlummernd zu finden meinte, eine sehr alte Frau im Lehnstuhl am Fenster erblickte, unermüdlings beschäftigt, aus farbigem Seidenpapier Blätter und Blättchen zu bilden und an einander zu fügen, bis endlich eine Rose am Drahtengel schwankte, von Weitem so natürlich anzusehen, als wäre sie eben vom Stocke gebrochen. Tante Rosalie konnte nicht leben, ohne Rosen zu machen; sie verwendete die Hälfte ihres bescheidenen Einkommens in Seidenpapier, und wenn sie irgend wohl wollte, der erhielt einen Rosenkranz zum Präsent, rothe, rosa, weiße und gelbe Blumenkelche, geschmackvoll durch einander gemischt. Sämmtliche Dorfchönen trugen auf dem sonntäglichen Tanzboden Rosen des alten Fräuleins Krone im stark pomadisirten Haare; die Gräber des Friedhofes zeigten in Menge von Sonne und Wind zerkaufte, weiße und purpurne Rosen derselben Fabrication auf; die kleine Kirche ward alljährlich zum Johannisfeste von der alten Dame verschwenderisch mit diesen ihren Erzeugnissen geschmückt, wobei sie ganz besondere Sorgfalt auf den Kranz verwendete, der die Dornenkrone des Heilands zu zieren bestimmt war. Das mußten dunkelrothe Rosen sein, so roth wie das Blut, das Er vergossen. Daraus hielt sie.

Kein Weihnachtsbaum prangte im Dorfe, an dem nicht ihre Rosen zwischen den Kerzen hervorleuchteten, und keine Hochzeit fand statt, bei der nicht über der Stubenthür des jungen Paars Tante Rosaliens Blumenkrone prangte.

Sie war im Dorfe bei Jung und Alt denn auch nur als „Rosenante“ oder „Rosenfräulein“ bekannt und beliebt, und nicht selten wurde sie auf ihren Spaziergängen von einer Schar Kinder, besonders Mädchen, verfolgt mit der Bitte, „mek of 'ne Rose, mek of 'ne Blume!“ Und die Rosenante war stets darauf eingerichtet; die weniger gelungenen Exemplare wurden zu diesem Zwecke freigebig aus dem riesenhaften Pompador hervorgeholt und vertheilt.

Franz Linden hatte sich längst daran gewöhnt, zuweilen ein Stündchen in Gesellschaft der alten Dame hinzubringen. Bei ihrem Anblicke kam unwillkürlich etwas von dem Frieden, der sie umgab, auch auf ihn, und das that ihm wohl. Sie saß dann still und ruhig hinter ihrem Tischchen und die feinen weißen Hände bildeten emsig des „vollsten Lebens Attribute“. Nach und nach hatte sie ihm in wunderlich feierlicher Weise von den Schicksalen erzählt, die sich unter dem alten spitzen Ziegeldache dieses Hauses abgespielt. Es waren wenig Lichtpunkte darunter und viele Schatten, viel Schuld und menschlich Irren; ein düster Stück Erdenleben. Ein Ehepaar, das nicht zusammen gepaßt, ein einziges Kind, von Beiden vergöttert, und dieser einzige Sohn bedeckte sich und sein Elternhaus mit Schande und floh bei Nacht und Nebel nach Amerika, wo er verkommen. Ohne Licht und Stern waren die Eltern zurückgeblieben, jedes dem andern Vorwürfe machend über die verfehlte Erziehung. Dann starb die Frau vor Gram, und nun begann eine endlose Spanne der Einsamkeit für den alternden Mann, im Banne des Mißtrauens und der Menschenverachtung; Niemand zugethan als seinen Hunden, mit Niemand verkehrend, als mit jenem Menschen, dem Wolff, der ihm Nachrichten und Klatsch aus der Stadt überbrachte; und selbst diesen mit einer an Beleidigung freisenden Mißachtung behandelnd. „Aber sehen Sie, lieber Nefse,“ hatte die Erzählerin hinzugesagt, „es giebt Menschen, die hündischer sind als die Hunde; ein solches Viech schreit doch, wenn es getreten wird, aber die Art, zu denen er gehört, lächelt noch verbindlich beim derbsten Fußtritt — und so einer war nöthig für den Wilhelm.“

Es schneite; auf den Bergen war es weiß, der Garten lag unter leuchtender Schneedecke, und in der Luft tanzten weiße Flocken. Franz Linden war mit dem Bewalter von der Jagd zurückgekommen und ging nach beendeter Mahlzeit zu der Tante ins Rosenstübchen. Sie stand heute auf, als er hereintrat, und kam ihm entgegen.

„Sehen Sie, lieber Nefse, so geht's, wenn man einmal nicht zu Hause. Sie sollten Besuch bekommen, so einen ganz superfeinen neumodischen, im prächtigen Schlitten. Ich machte just meine Promenade auf dem Korridor, da kam er die Treppe herauf, und hier — sie sagte in den Pompador — „ist seine Karte, die er überflüssiger Weise datirte.“

Franz nahm die Karte und las: „Arthur Friedrich. — Das thut mir leid,“ sagte er, lebhaft bedauernd. „Wann war er hier?“

„O, just um Mittag herum, wo andere Christenmenschen essen, Punkt zwölf Uhr,“ erwiderte sie. „Und dann war noch der Briefträger da und brachte ein Schreiben für Sie, lieber Nefse. Ja — mein Gott, wo ist es denn nur? Wo habe ich es denn hingelegt?“ Und sie wandte sich um, und die kleine gebeugte Gestalt begann eifrig zu suchen; zuerst auf dem Tischchen mit dem Blumenpapier, dann an der Erde, von dem jungen Manne unterstüßt.

„Wie sah denn der Brief aus, liebste Tante?“

„Blau — oder grau — ich glaube blau,“ antwortete sie, außer Athem und durchstößerte den rothseidenen Pompador. Eine Menge Rosenknospen holte sie heraus und ein spitzenbelegtes riesenhaftes Schnupftuch, sonst nichts.

„War der Brief denn klein oder groß?“ fragte er hinter dem Sofa hervor.

„Groß und dick,“ ächzte Fräulein Rosalie. „Das ist mir noch nicht paßend, das ist mir höchst fatal!“ Und mit erlaunlicher Beweglichkeit hantirte sie an dem schwindjüchtigen kleinen Spinnett und klopfte irakle Notenhefte aus einander.

„Vielleicht in den Ofen gekommen, Tantschen?“

„Nein, nein! Er ist seit heute früh zugekehrt.“

Franz Linden ging zum Glockenzuge und schellte. „Suchen Sie nicht mehr, liebe Tante, das Schreiben muß sich finden, das Mädchen kann es ja besorgen.“

Dörte kam und suchte und suchte; hinter alle Schränke wurde geleuchtet, hinter jeden Vorhang gesehen — vergebens.

„Nun wollen wir es aufsteden,“ erklärte Franz Linden endlich. „Ich denke mir, es ist ein Brief von meiner Mutter oder vom Amtsrichter — da wird es ja zu ertragen sein, was sie wollten. Trinken wir unsern Kaffee, Tantschen!“

„Ich kann nächtelang nicht schlafen!“ betheuerte die alte kleine Frau aufgeregt.

„Aber ich bitte Sie,“ wandte er gutmüthig ein, „es ist sicher nichts Unerseßliches darin gewesen. Erzählen Sie mir lieber ein wenig, das Wetter ist just so behaglich dazu.“

Aber das unzulige Antlitz unter der großen Haube blieb verdrießlich, und über die Kaffeetasse hinweg schweiften die alten Augen immer wieder suchend im Zimmer umher und blieben ru nachdenkend an dem grünen Schirm der Lampe haften. Es war schlechterdings kein Gespräch mit ihr fortzuspinnen. Nach einem Weilchen erhob sich der junge Mann, um sein Zimmer aufzusuchen.

„Ja, gehen Sie nur, gehen Sie nur,“ sagte sie erleichtert. „nun kann ich darüber nachdenken, was ich angefangen habe mit dem Briefe. Ach, mein Gedächtniß, mein Gedächtniß! Was wird so alt!“

Er schritt den Korridor entlang und stieg die Treppe hinauf in den oberen Stod; die Dämmerung des kurzen Wintertags lag schon in allen Winkeln und Ecken; es war so todenstill im Hause, nur der Hall seiner eigenen Schritte klang in sein Ohr. So ein Tag, von dem kein Freund gesprochen; entseßlich einsam und leer spannte er sich aus über diesem weltfernen Hause. Man kann nicht immer lesen, nicht immer sich beschäftigen, besonders wenn die Gedanken unruhig hinausflattern über Wald und Feld — immer noch einem bestimmten Ziel, und immer zurückkehren, zweifelnd und bangend.

Er stand in seinem Zimmer am Fenster und verfolgte das Treiben der Schneeflocken in der dunkelnden Luft, und er dachte dasselbe wie alle Tage während der letzten Wochen; er dachte sich so hinein, daß er deutlich einen leichten Tritt hinter sich auf dem Teppich zu hören meinte und den losenden Klang einer Frauenstimme „Franz, Franz!“ — Er wandte sich und schaute in das dämmerige Zimmer zurück. Wenn sie jetzt die Thür öffnete, wenn sie hereinkame, das Kind auf dem Arme, herüber zu ihm? Warum sollte es nicht sein, warum könnte es nicht werden? Waren diese Mauern nicht fest, diese Räume nicht heimlich und traut genug, ein Glück zu bergen?

Er begann auf und ab zu gehen. Thorheit! Unfinn! Was wollte er denn? Wäre er nie hierher gekommen, oder wäre er doch tausendmal lieber die Tochter des Werkführers, wie ihrer Großmutter, und säße vor dem kleinen Hause auf der Bank unter dem Hollunderbaume, es würde dann so einfach sein! Für die Welt mochte er nicht den tollen Wettlauf mitmachen, den man um Trüdchen Baumhagen's Geldsäcke wagte und immer wieder wagte. Aber ihre holde Freundlichkeit — ?

Und nun versank er wieder rettungslos in den Bann ihrer Augen.

Es war jenes Zweifeln über ihn gekommen, jenes Bangen und Bangen, das ein Jeder durchzumachen hat, der liebt. Und Franz Linden hatte sich in seiner Einsamkeit längst eingestanden, daß ihm nur Trudchen Baumhagen fehle, um glücklich zu sein.

Er war eine keineswegs zaghafte oder scheue Natur, im Gegenteil: er war mit jener bescheidenen Keckheit ausgestattet, wie sie lebenswürdige Leute, denen die Gesellschaft lächelnd allerlei nachsicht, so leicht annehmen. Wäre er im Besitze eines Rittergutes statt dieser Klitsche, wie der Amtsrichter Niendorf bezeichnete — er hätte lieber heute als morgen gefragt, ob sie die Seine werden wolle; ohne allzu große Furcht vor ihren Geldsäcken. Aber in dieser Lage war es ihm peinlich, er mußte zum wenigsten erst „Kott“ sein, wie er sich ausdrückte, und ehe das der Fall — wer weiß, wo Trudchen Baumhagen dann geblieben? Er ließ die Jähne zusammen bei diesem Gedanken — immer dasselbe Resultat! Aber galt denn am Ende ein ehrliches Herz nichts, und ein fester Wille? Wäre nur der Amtsrichter hier, und er könnte ihn fragen —

Er hatte während dieser Gedanken die Lampe angezündet. Da lag die verbogene Visitenkarte auf dem Tische, die ihm Tante Rosalie gegeben. „Arthur Friedrich.“ Er lächelte, als er an den kleinen unbedeutenden Menschen dachte, dem die Schwester ihr Herz geigennt, und er konnte sich Trudchen nicht neben ihm vorstellen. Endlich ein Gegenbesuch von ihm! Und da standen ja auch einige mit Bleistift geschriebene halb verwischte Worte: „Bedauert herzlich, Sie nicht getroffen zu haben, und bittet, am zweiten Weihnachtsfeiertage ein einfaches Souper in seinem Hause annehmen zu wollen.“

Es war die erste Einladung in Trudchens Vaterhaus. Er schrieb sofort ein zulaugendes Billet; dann besann er sich, daß er den Schlitzen bestellte habe, um einige Beforgungen in der Stadt für das Fest zu machen. Die Karte wollte er durch den Hausknecht des Hotels hinüber schicken.

Das Weihnachtsfest war vorüber und der dritte Festtag mit Thaumetter und Regen gekommen; er nahm die leuchtend weiße Schneedecke von der Erde, als sei sie eben auch nur ein Festtags-schmuck gewesen und für die gewöhnlichen Tage der schwarze Erdboden gut genug.

Frau Baumhagen sah recht verdrießlich in ihrem Zimmer am Fenster und schaute über den Markt hinweg. Sie hatte etwas Kopfschmerz, und überdies — heute lag so gar nichts vor, kein Theater, keine Gesellschaft, nicht einmal ein Whist, und gestern war es bei Jenny sehr langweilig gewesen. Zu guter Letzt hatte sie sich über Gertrud ärgern müssen, die sich gegen alle Gewohnheit lebhaft mit ihrem Tischnachbarn unterhielt, jenem Fremden, der ihr damals in der Kirche nachgelaufen. Es war eine Ungeschicklichkeit von den Kindern, ihr den Platz an seiner Seite zu geben.

„Ein Brief, Frau Baumhagen.“ Sophie brachte ein Schreiben in einfachem weißem Umschlage.

„Ohne Poststempel? Wer hat es abgegeben?“ fragte sie, die Handschrift betrachtend, die ihr völlig fremd erschien.

„Ein alter Diener oder Kutscher, ich kenne ihn nicht.“ Kopfschüttelnd erbrach Frau Ottilie Baumhagen den Brief und las. Mit hochrothem Gesicht stand sie dann auf und rief: „Gertrud! Gertrud!“

Das junge Mädchen kam sofort herüber in das Zimmer der Mutter.

Die kleine lebhaftige Frau war schon an der Klingel gewesen und besah der eintretenden Sophie: „Rufe die Jenny und meinen Schwiegerjohn, aber rasch sollen sie kommen, rasch! — Gertrud, ich bitte Dich, was sind das für Ueberfälle! Ich muß mich erst sammeln, erst —“

„Mama,“ bat das Mädchen leicht erbläßt, „laß uns Beide allein sprechen — weshalb Jenny und Arthur —?“

„Weißt Du denn, worum es sich handelt?“ rief die erregte Frau.

„Ja!“ erwiderte Trudchen fest und kam durch das Zimmer bis zu dem Lehnstuhl, in den die Mutter sich setzte.

„Mit Deiner Einwilligung, Kind! — Gertrud?“

„Mit meiner Einwilligung, Mama,“ wiederholte das Mädchen, und nun färbte ein helles rothes Roth das schöne Gesicht.

Frau Baumhagen sprach kein Wort mehr, sie fing bitterlich an zu weinen.

„Wann hast Du ihm gestattet, an mich zu schreiben?“ fragte sie nach einer langen Pause und trocknete sich die Augen.

„Gestern, Mama.“

Zu diesem Momente steckte Jenny den hübschen blonden Kopf durch die Thür.

„Jenny!“ rief die Mutter. Wieder stürzten ihr die Thränen aus den Augen, und der eigensinnige Zug um den Mund trat noch schärfer hervor.

„Im Gotteswillen, was ist denn geschehen?“ fragte die junge Frau.

„Jenny! Kind! Gertrud hat sich verlobt!“

Frau Jenny sagte sich sehr bald. „Mein Gott,“ sagte sie leichthin, „ist denn das ein Unglück?“

„Aber mit wem, mit wem!“ rief die Mutter.

„Aun?“ erkundigte sich Jenny.

„Mit diesem — dem — gestern — Linden heißt er, Franz Linden! Da steht es schwarz auf weiß — einem Menschen, den ich kaum dreimal gesehen habe!“

Die Augen der jungen Frau richteten sich groß und verwundert auf Trudchen, die noch immer hinter dem Sessel der Mutter stand.

„Aber, um Gotteswillen,“ sagte sie, „wie kommst Du zu dem, Gertrud?“

„Wie bist Du zu Arthur gekommen?“ fragte das Mädchen, sich hoch aufrichtend; „wie kommt man überhaupt zu einander? Ich weiß es nicht, ich weiß nur, daß ich ihn lieb habe und daß ich ihm mein Wort gegeben.“

„Wann denn, um des Himmels willen?“

„Gestern Abend, in Deinem rothen Zimmer, Jenny — wenn Du meinst, das wann thue etwas zur Sache.“

„Aber so ohne jede Vorbereitung, so plötzlich? Was hast Du für Garantien, daß er —“

„Mindestens ebenso viele Garantien,“ unterbrach Trudchen, blaß bis in die Lippen, die klagende Mutter, „als wenn ich vor Kurzem den Antrag des Lieutenants von Löwenberg angenommen hätte.“

„Ja ja, da hat sie Recht, Mama,“ erklärte Jenny.

„Nun natürlich!“ klang es zurück. „Ich soll gleich Ja und Amen sagen! Da muß ich erst mit Arthur sprechen und mit Tante Pauline und mit Onkel Heinrich; auf keinen Fall nehme ich die Verantwortung dieses Schrittes allein auf mich!“

„Mama, Du wirst nicht in der ganzen Verwandtschaft herumfragen,“ sagte das Mädchen mit bebender Stimme. „Du und ich, wir sind allein entscheidend und —“ sie schöpfte tief Athem, „ich würde schwerlich durch irgend welche Einwirkung anderer Ansicht werden.“

„Aber Arthur könnte sich doch nach ihm erkundigen!“ fiel die junge Frau ein.

„Ich danke Dir, Jenny, aber spart Euch diese Mühe. Mein Herz spricht laut genug für ihn. Wäre ich nicht völlig mit mir im Reinen seit Wochen schon, ich stünde Euch nicht so gegenüber, wie in diesem Augenblick.“

„Du bist ein undankbares, ein liebloses Kind!“ weinte die Mutter, „Du denkst mich durch Deinen Starrkopf zu zwingen! Mit derselben Ruhe hat mich ja Papa auch immer zur Verzweiflung gebracht. Ich zittere am ganzen Körper, wenn ich diesen festgeschlossenen Mund und diese stillen Augen nur sehe; es ist fürchterlich!“

Trudchen stand noch eine Weile; dann, ohne ein Wort der Entgegnung, verließ sie die Stube.

„Es ist eine Spekulationsgeschichte,“ sagte Frau Jenny gelassen, „das ist unzweifelhaft.“

„Und sie hat es geglaubt, was er ihr vorgeredet,“ schluckte die Mutter; „an allem ist diese unglückliche Tausch schuld, — so etwas imponirt ihr!“

Frau Jenny nickte.

„Da wird sie nun immer und ewig draußen auf Niendorf sitzen, denn abzubringen von ihren Ideen ist sie ja nicht.“

„Mein Gott verzeihe mir! Sie hat den Baumhagen'schen Trostkopf in vollstem Maße; ich weiß, was ich darunter gelitten!“

„Hübsch ist dieser Linden,“ bemerkte die junge Frau, ohne von dem heftigen Weinen Notiz zu nehmen. „Himmel, was wird diese Geschichte für Aufsehen machen in der Stadt! Sie hätte wahrhaftig noch einen Andern bekommen! Aber habe ich es nicht gleich gesagt, Mama, sie macht noch 'mal einen ganz thörichten Streich. Arthur!“ rief sie dann dem Eintretenden entgegen, „denke doch, Trudchen hat sich ja verlobt mit diesem — Linden!“

„Donnerwetter!“ entfuhr es Herrn Arthur Friedrich.
„Sage doch, lieber Sohn, was weißt Du von ihm? Du hast doch sicher dieses und jenes gehört im Klub, oder —“
Frau Baumhagen hatte das Taschentuch sinken lassen und sah tief bekümmert den Schwiegerjohn an.

„Ist ein charmanter Junge, aber hier —“ er machte die Bewegung des Geldzählens — „faul, oberfaul! Er weiß schon, was er thut, wenn er die Trudchen nimmt. Der Tausend — hätte ich so etwas gehaut, es wäre mir nicht eingefallen, ihn einzuladen. Daß Dich! Daß Dich!“

„Ja, und sie erklärt, sie läßt nicht von ihm,“ berichtete Jenny.
„Das glaube ich, ohne daß Du es veränderst, sie ist ja Deine Schwester; was Ihr Euch einmal in den Kopf gesetzt habt — na, ich weiß Bescheid!“

„Arthur!“ schluchzte vorwurfsvoll die ältere Dame.
„Ich verbitte mir, Arthur, daß Du immer von Troß und Eigensinn sprichst in Bezug auf mich!“ schmolte die kleine Frau.

„Aber, liebes Kind, es ist die reine Wahr —“
„Widerspruch nicht immer!“ rief Frau Jenny energisch, trat mit dem Fuße auf und zog das Taschentuch hervor, jeden Augenblick bereit zu weinen. Er kannte dieses Manöver und fuhr sich hastig durch die blonden Haare.

„Schön! Was soll ich denn eigentlich?“ fragte er, „was wollt Ihr von mir?“
„Deinen Rath, Arthur,“ stöhnte die Schwiegermama.

„Meinen Rath? Na — sagt Ja und Amen!“
„Aber er ist so ganz ohne Vermögen, wie ich neulich hörte,“ wandte Frau Baumhagen ein.

Er zuckte die Achseln. „Pah! Trudchen kann ja einen Mann ernähren. Nebenbei — ich kenne Mendorf zwar nicht näher, aber ich glaube, bei rationaler Bewirthschaftung kann etwas daraus werden. Er scheint ja der Mann dafür zu sein, und Wolff erzählte neulich von einer großen Schafzucht, die Linden anlegen will.“

„Das Letztere dürfte allerdings den Ausschlag geben,“ bemerkte Frau Jenny ironisch.

„Nein! nein!“ erklärte die Mutter schluchzend aufs Neue, „Ihr nehmt das Alles viel zu leicht; ich kann mich nicht entschließen, ich habe ja kaum ein paar Worte gesprochen mit diesem Linden. O, die unerhörte Dreistigkeit!“ Sie verließ den Lehstuhl und warf sich, dunkelroth vor Erregung, auf die Chaiselongue.

„Da wird wieder eine stimmungsvolle Migraine perfekt,“ flüsterte Arthur und nahm gelassen eine Cigarre aus seinem Etui. Jenny antwortete nur mit einem Blick, aber der war niederschmetternd. Sie nahm die Schleppe ihrer Robe in die Hand und raufchte an dem verwundernden Gemahl vorüber.

„Nimm mich doch mit!“ jagte er belustigt.
„Jenny, bleib bei mir!“ rief die Mutter, „verlaß mich jetzt nicht!“

Und die junge Frau kehrte um, begegnete ihrem Gatten in der Thür und ging mit hochgehobenem Köpfchen an ihm vorüber, um sich neben die Mutter zu setzen. O, er hatte schon noch mehr auf seinem Konto, sie würde sich schon noch revanchiren für sein abiprechendes Urtheil heute früh am Theetisch, als sie ganz harmlos den Rittmeister von Brelow lobte. Er war sich auch nichts Gutes gewärtig, das sah sie ihm gleich an; „Warte nur!“

„Wie, Mama?“ fragte sie dann, „ob ich mit Arthur etwas habe? Bah — er ist ein Othello — ein Blonder, das sind die Schlimmsten!“

„Ach Jenny, dies Unglückskind, dies Trudchen —“
„Ja richtig,“ nickte die junge Frau, „die dumme Geschichte mit Trudchen.“

Indessen stand das junge Mädchen vor dem Bilde des Vaters; ihr ganzes Sein war aufgewühlt in Schmerz und Glück. Sie hatte kein Auge geschlossen in der Nacht, seitdem sie ihm verstoßen die Hand gereicht mit dem kaum geflüsterten: Ja! Sie wußte, er liebte sie; sie hatte es sich tausendmal vorgestellt, wie es sein würde, wenn er ihr das sagte, und nun war es ihr doch so unerwartet rasch gekommen. Lieb hatte sie ihn schon lange,

schon seit sie ihn das erste Mal gesehen; und seit der Zeit war ihr nichts gekehrt worden von all den Thränen und Freuden einer heimlichen Neigung. Sie nahm nichts leicht, nichts halb und voll und ganz hatte sie sich dem Zauber hingegeben. Wer es nun verüben wollte, ihn ihr zu nehmen, der mußte ihr das Herz mit herausreißen aus der Brust.

Die Thränen liefen ihr, während sie so dastand, in großen vollen Tropfen über das blasse Gesicht, aber um den kleinen trostigen Mund zog sich ein Lächeln.

„Ich weiß es ja,“ nickte sie flüsternd zu dem Bilde des Vaters hinüber, „Dir würde er gefallen, Papa!“ Und in seltsamer Erinnerung klangen ihr die Worte nach, die er gestern gesprochen von seinem einsamen Hause draußen, von seiner Sehnsucht nach ihr und daß er ihr nichts bieten könne, als eben diese einsame arme Heimath und ein ehrliches Herz. Sein einziger Wunsch wären augenblicklich viele Sorgen.

„Laß mich die Sorgen mit Dir tragen, es giebt kein Glück auf der Welt, das größer wäre als dieses,“ so hatte sie sprechen wollen; aber sie hatte doch die Augen niedergegeschlagen und ihm nur verstoßen die Hand gereicht. Es wollte kein Wort über ihre Lippen.

Als wäre sie bis jetzt im kalten tiefen Schatten geblieben und nun plötzlich hinausgetreten in belebenden köstlichen Sonnenchein, unter blauen Himmel, so blühte und klang es in ihrem Herzen. „Es ist zu viel, zu viel Glück!“ hatte sie heut früh beim Aufstehen gedacht; sie dachte es auch jetzt noch und die Thränen, die sie weinte, erschienen ihr als gerechtfertigter Lohn einer allzugroßen Seligkeit. Wenn jetzt Mama gleich „Ja und Amen!“ gesagt, wenn sie gesagt: „Er soll mir ein lieber Sohn sein, bringe ihn mir,“ das wäre zu viel gewesen; dieses Weigern dieses Mißtrauens, war es nicht eigens geschaffen, damit sie der Glück nicht übermüthig wurde? Es war der Schneesaum, der im Frühling daherbraust und Blatt und Blüthen überflutet; aber wenn es vorüber, blüht es nicht doppelt schön?

Im Nebenzimmer wurde das Gespräch jetzt wieder lebhafter. Trudchen hörte die klagende weinende Stimme der Mutter deutlich als zuvor; es berührte sie aufs Neue peinlich und unwillkürlich flog ein Blick zu dem Bilde des Vaters, als könne er auch jetzt noch hören, was ebendem seines Lebens Qual gewesen. Trudchen erinnerte sich ja zu vieler Wein- und Jammerscenen in dem nämlichen Zimmer dort. Wie oft war dann des Vaters beschwichtigende Stimme in ihr Ohr gedungen: „Gut, Othello, ja Du sollst Deinen Willen haben, aber — schone mich!“ Und wie oft war dann durch jene Thür ein blasser Mann getreten und hatte stumm in dem Sofa gesessen, als fände er hier bei seinem Kinde eine Freistatt. Ah! so war es auch gewesen an jenem Tage, an jenem fürchterlichen Tage, worauf es nachher so stille ward, so todenstill.

Ja, da erscholl es wieder, das laute Weinen, die Anklagen gegen den Himmel, der sie zur unglücklichsten Frau gemacht und sie nun in ihren Kindern noch strafe. Dann war ein Thürenklappen, ein Laufen der Dienerschaft, Trudchen meinte sogar den scharfen Geruch der Baldriantropfen zu spüren, die Frau Ottilie Baumhagen bei ihren Nervenankfällen zu nehmen pflegte. Und nun flog die Thür auf und Frau Jenny kam herein.

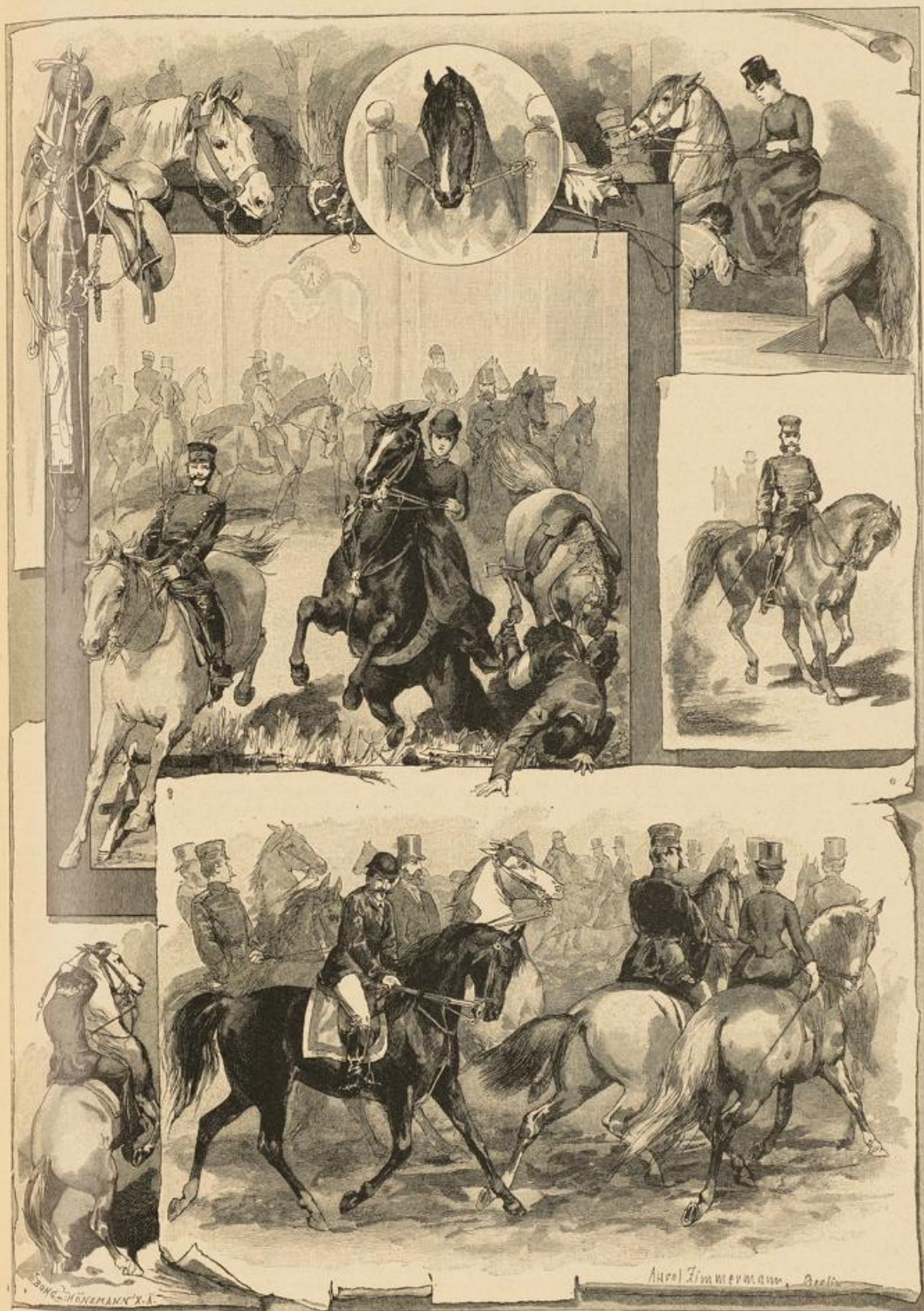
„Mama ist ganz elend,“ sagte sie vorwurfsvoll; „zum Ahr habe ich schicken müssen, und Sophie legt ihr Kompressen auf die Stirn. Ein schöner Tag, wahrhaftig!“

„Es thut mir so leid, Jenny,“ bedauerte das junge Mädchen.
„Ja, es kam aber auch wie aus der Pistole geschossen. Ich muß Dir ehrlich gestehen, ich begreife Dich nicht, Gertrud; jetzt Körbe reichen nicht, die Du schon ausgeheilt hast, es war ein Wädeln und Wählen, und jetzt nimmst Du den Ersten Besten.“

„Den Besten jedenfalls,“ dachte Trudchen, aber sie schämte. Die kleine Frau hielt dies irthümlich für eine Wiedergabe ihrer Worte.

„Sieh mal, Kind,“ fuhr sie fort, „überlege es doch noch recht, Du —“

„Jenny, halt ein!“ bat das Mädchen mit fester Stimme.
„Was giebt Dir das Recht, so zu sprechen? Habe ich mir erlaubt, ein Wort über Deine Wahl zu sagen? Bin ich nicht Arthur freundlich entgegen gekommen? Was hat er vor Linden voraus, worin steht er ihm nach? Ich allein habe mir Nothwendigkeit zu geben über diesen Schritt, denn ich allein trage die Folgen. Es ist unrecht, einen Menschen beeinflussen zu wollen.“



Aus dem Tattersall in Berlin.
Originalzeichnung von A. Zimmermann.

in einer Sache, die so individuell, so ganz in seinen eigensten Empfindungen steht."

"Aber mein Gott, so ereifere Dich doch nicht!" beruhigte Frau Jenny; "wir finden eben, er ist keine passende Partie, schon deshalb, weil er gänzlich ohne Vermögen ist."

Ueber Trudchens blaßes Gesicht flog ein tiefer Schatten. "Ach, laß das Geld aus dem Spiele," bat sie angstvoll, "störe mir nicht den schönsten Traum meines Lebens — sprich nicht davon, Jenny!"

Aber Jenny fuhr fort: "Nein, davon schweige ich nicht, denn Du lebst in Idealen und man muß Dir ein wenig die Wirklichkeit vor Augen halten, damit Du später nicht allzusehr aus Deinen Himmeln fällst. Bildest Du Dir vielleicht ein, daß Herr Franz Linden sich so überstürzt hätte, wenn Du nicht gerade

Trudchen Baumhagen warst? Sicher nicht! Ich halte es für meine Pflicht Dir zu sagen, daß sowohl Mama, wie Arthur und ich der Meinung sind, er habe in erster Reihe an das Geld was unser seliger Vater in guten Kapitalien für uns —"

Sie verstummte, Trudchen stand vor ihr, hochauferichtet und drohend. "Sei davon ruhig, Jenny," rief sie hervor, "ich glaube an ihn und spreche kein Wort der Vertheidigung aus! Du und die Andern, Ihr mögt so denken, ich kann es Euch nicht wehren, kann es Euch nicht einmal übelnehmen, Ihr —" sie frode, die bittere Urtheil sollte nicht über die Lippen. "Gabe die Güte der stellet Mama vor," sagte sie dann ruhiger, "daß ich ihm kein Wort nicht breche. Ich werde Dir so dankbar sein, Jenny, wenn Jemand etwas über sie vermag, so bist Du es, ihr Bekannte."
(Fortsetzung folgt.)

Eine Verschwörung.

Von Johannes Scherr.

(Schluß.)

7. Wie der Bonaparte den korsischen Banditen herauskehrte.

Wer gerecht urtheilen will, wird anerkennen müssen, daß bis dahin der Erste Konjul in dieser Sache durchaus ordnungsgemäß und regelrecht gehandelt hatte. Er war im Besitze der Macht und folglich — wie die Welt nun einmal ist, wie sie allseitig gewesen und immer sein wird — im Recht. Dieses seines Rechtes, d. h. seiner Macht wollte man ihn berauben und ihn zugleich mörderisch anfallen und umbringen. Dagegen durfte, nein, mußte er sich bis auf's Aeußerste wehren. Dies heischte seine Stellung, seine Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft und es lag auch in den Zuständen Frankreichs. Wie, nachdem er das Land aus dem Chaos der Anarchie herausgerissen, sollte er es der bourbonischen Unfähigkeit überliefern lassen? Welche Zumuthung! Welche Absurdität!

Ein gerechter Urtheiler muß aber dem Manne noch mehr zubilligen. Nämlich dieses, daß es sehr begreiflich und verzeihlich, wenn er in seiner korrumpirten, leidenschaftlichen Art, in seiner bekannnten Feuerentfesselmanier gegen die Bourbons ausfiel. Hatten diese nicht an dem gegen ihn gesponnenen Mordkomplott sich theilhaftig? Wenigstens von zwei derselben, Artois und Berry, war es erwiesen, durch die Eingeständnisse ihrer Mitverschworenen erwiesen. Ja, es war begreiflich und verzeihlich, wenn der Erste Konjul rachelustig ausrief: "Ein Bourbon gilt mir nicht mehr als ein Moreau und Bugeue, im Gegentheil weniger; fällt mir einer in die Hände, laß ich ihn erschießen!" und man muß sagen, daß, wenn er in den Fall gekommen, diese Drohung etwa an dem Herrn Grafen von Artois, welcher an der Ausföndung von Attentätern mitarbeitete, aber wohl sich hütete, die Gefahren der mordlustigen Sendlinge zu theilen, in Erfüllung zu bringen, dies für Frankreich kein Schaden, sondern vielmehr ein Glück gewesen wäre, ein großes Glück.

Aber nicht an dem schuldigen Artois, sondern an einem schuldlosen, d. h. an dem Komplott gar nicht theilhaftigen Bourbon ließ Bonaparte seine Wuth aus. Das gab der Sache eine ganz andere Wendung. Dazu kam dann noch die zugleich tückische und grausame Art und Weise, allwomit der glückliche Verschwörer vom 18. Brumaire seine Racheburchfüllung einleitete und durchführte. Schleichende Bosheit und erbarmungslose Brutalität vereinigten sich hier zu einer Schandthat, welche erschreckend und entsetzend dardat, wie tief dem Napoleone Buonaparte der korsische Bandit im Blute steckte.

Sein Jörn wurde noch heißer, als sich ihm zuvörderst keine Gelegenheit bieten wollte, denselben an einem Sprößling des Hauses Bourbon zu fassen. Der Oberst Savary nämlich, welcher selber verkleidet, mit seinen 50 in allerlei Verkleidungen steckenden Gendarmen nun schon seit drei Wochen am Felshang von Biville auf der Lauer lag, wußte von dort nur zu berichten, daß kein Prinz kommen wollte, um sich von ihm abfangen zu lassen. Zwar — so meldete er — zwar wäre draußen vor der Bucht eine englische Brigg, höchst wahrscheinlich die vom Captain Wright geführte, deutlich sichtbar. Auch näherte sich dieselbe allabendlich der Küste, aber statt zu landen labirte sie nur eine Weile hin und her, um dann wieder in See zu ziehen. Wie zu vermuthen, hätten die Emigranten, die sich am Bord des Schiffes befanden

möchten, von Paris aus einen Abwink bekommen oder aber er warteten sie von der Klippe her ein Signal, dessen Ausbleiben ihnen die Landung verböte.

Aber Bonaparte wollte und mußte einen bourbonischen Prinzen haben zum Todtschießen lassen, und da ihm keiner nach England her ins Janggarn laufen wollte, so suchte er anderwärts nach einem. Fouché und Talleyrand — dieser hat später die Spuren seiner Thätigkeit in solcher traurigen Sache nachschauen zu verwehrt gesucht — halfen ihm bereitwillig bei dieser Sache. Die Liste der Bourbons wurde durchgenommen. Provence und Angoulême waren in Warschau, Artois und Berry, sowie der Prinz von Condé und der Herzog von Bourbon in London. An diese sechs Prinzen war also nicht zu kommen. Aber Graf En'el, der Herzog von Enghien, der befand sich ja in erreichbarer Nähe, zu Ettenheim im (damaligen) Kurfürstenthum Baden. Der suchte Bourbon war gefunden. Freilich hatten alle die Verhöre der dingfestgemachten Verschwörer nicht die leiseste Andeutung von einer Theilhaftigkeit Enghiens an dem Cadoudal'schen Komplott gegeben. Aber was hatte das zu sagen? Er war ein bourbonischer Prinz, man erreichbar und folglich sollte er todtschossen werden — Punkt.

Die gute Frau von Staël hatte doch nicht so ganz Unrecht, wenn sie den Bonaparte einen "Mobszpieler zu Pferde" nannte. Es war im ganzen Verfahren des Ersten Konjuls gegen die jüngsten und letzten Sprossen der Condé's etwas jacobinisch-terroristisch Wildes, was an die schlimmsten Tage und Jahre der Sansculotterie erinnerte. Ganz in der Ordnung daher, daß wie im Januar von 1793 unter den Duhesojen das Wort umgegangen: "Man muß dem monarchischen Europa einen Kniekopfschuh als Fehdehandschuh hinwerfen!" so jetzt in der betheiligten Slavenschar, welche sich am Hofe des neuen Kaisers drängte, das Geraune umging: "Einen Bourbon todtschießen lassen? Nicht! Das heißt zwei Fliegen mit einem Schlage treffen, das heißt den Royalisten Schrecken einjagen und den Republikanern den Pfand geben . . ."

Louis Antoine Henri de Bourbon, betitelt Duc d'Enghien, war am 2. August 1772 zu Chantilly geboren, folglich jetzt (1804) nahezu 32 Jahre alt, von männlich schöner Gestalt und gewinnendem Benehmen. Er hatte unter den Befehlen seines Großvaters und seines Vaters die Waffen gegen die französische Republik getragen und als Vorhutführer des Condé'schen Heeres mehrfach im Felde sich hervorgethan. Eine solche Befehlsführung im Vaterlande war und ist, vom menschlichen wie vom patriotischen Standpunkt aus angesehen, unbedingt verwerflich. Allein man muß, wenn man billig sein will, beachten, daß ein in legitimer dynastischer Anschauung gezeugter, geborener und erzogener bourbonischer Prinz es nicht nur für sein selbstverständliches Recht, sondern auch für seine gebieterische Pflicht anjah und ansetzte, die französische Republik zu bekämpfen. Denn er war es des guten Glaubens, dieser Kampf gälte nicht Frankreich, sondern nur einer Frankreich tyrannisirenden, räuberischen und mörderischen Faktion. Wenn die drei Condé's, Großvater, Vater und Enkel in Verbindung mit den gegen die französische Republik verbündeten Mächten am Rhein im Felde gestanden, so waren

seiner Ueberzeugung zufolge dazu nicht minder berechtigt gewesen, als seiner Zeit Ludwig der Dreizehnte oder eigentlich sein Minister Richelieu berechtigt war, die rebellischen Hugonotten, und Ludwig der Vierzehnte oder eigentlich sein Minister Marquis, die Rebellen der Fronde zu bekämpfen. Es war also rein unmöglich, dem Duc d'Engbien daraus ein Verbrechen zu machen, daß er im Corps seines Großvaters mitgefochten — unmöglich nicht allein unter dem subjektiven, sondern auch unter dem objektiven Rechtsstandpunkt.

Togumal, im Frühjahr von 1804, lebte der Prinz zu Ettenheim unweit Karlsruhe, ohne irgendwie nachweisbare Verbindungen mit den übrigen Emigranten, welche sich da und dort in den deutschen Rheingegenden aufhielten. Der französische General an badischen Hofe, Massias, überwachte den Prinzen, fand jedoch über denselben nach Paris nur zu berichten, daß er leidenschaftlich dem Vergnügen der Jagd nachginge und im übrigen ganz seiner zärtlichen Verbindung mit der Prinzessin Charlotte von Koblenz nachgab, einer Nichte des Halsband-Kardinals. Neben berücksichtigten Andenkens. Dieser „hochwürdige“ Prälat, welcher vor dem in der für Marie Antoinette so unheilvollen Wähler-Kamotheschen Diamantkralle-Geschichte eine zugleich so lächerliche und so lächerliche Rolle gespielt hatte, war ein so liebevoller Ehemann, daß er nicht umhin gekonnt, den leidenschaftlich in seine Nichte verliebten Duc d'Engbien im Jahre 1801 heimlich mit derselben zu trauen, obzwar König Ludwig der Achtzehnte in partibus dieser Ehe seine Zustimmung verweigert hatte. Alles zusammengenommen, muß man sagen, daß der Prinz ein liebenswürdig-harmloser Charakter war und in Ettenheim ein harmloses Leben führte. Er muß sich auch dieser Harmlosigkeit wohl bewußt gewesen sein. Denn sonst hätte er sich so nahe der französischen Grenze nicht für so sicher gehalten, daß er bezügliche Warnungen, die ihm vonseiten seines Vaters brieflich aus London zugingen, ablehnend und beschwichtigend beantwortete. Er kannte den Bonaparte wenig.

Sobald das Auge desselben auf den Prinzen gefallen, war dieser verloren. Scher, der Präfect von Straßburg, erhielt Befehl, einen Spion nach Ettenheim zu senden, um die Dertlichkeit, den Haushalt und die Umgebung des Herzogs von Engbien anzukundschaften. Der Präfect schickte einen verkleideten Unterofficier Namens Kamothé, welcher den Prinzen kannte, weil er früher im hiesigen Condé gedient hatte. Kamothé that seinen Späherdienst und meldete seinem Auftraggeber unter anderem, daß der General Dumouriez sich in Ettenheim befände. Dumouriez, was? Der hiesige General der Republik mit D'Engbien, also mit den Bourbonen verbunden? Ein Seitenstück zum Bichegru ganz zweifellos! Da haben wir demnach ein Stück bourbonischer Verschwörung auch in Ettenheim. . . . Es mochte dem Ersten Konsul so recht wohlthun, einen Schatten von Vorwand zu seinem justizmörderischen Vorgehen gegen den Prinzen gefunden zu haben. Einen Schatten von Vorwand. Denn in Wahrheit und Wirklichkeit befand sich Dumouriez nicht in Ettenheim und überhaupt nicht im Lande. Der Spion hatte den Namen des Generals und Marquis de Thumery, welcher sich in Ettenheim aufhielt, nennen hören und daraus wissentlich oder unwissentlich Dumouriez gemacht.

Am 10. März 1804 setzte sich Bonaparte hin und fertigte an den Kriegsminister Berthier die Anweisungen und Befehle aus, kraft welcher die Generale Ledener und Caulincourt, jener mit 300, dieser mit 200 Dragonern, von Straßburg und Schlettstadt aus nächstlicher Weise über den Rhein gehen und so rasch wie möglich nach Ettenheim marschiren sollten, um den Herzog von Engbien gewaltsam aufzuheben und nach Straßburg in die Citadelle zu führen, von wo er nach Paris gebracht werden mußte. Daß dieser danditenhafte Einbruch in das deutsche Reich, bei Friedenszeiten, ein schändlicher Bruch des Völkerrechtes war, kümmerte den französischen Machthaber wenig. So ein Ding wie das Recht gehörte ja überhaupt dem Bonapartismus zufolge nur in das Wörterbuch der „Ideologie“; in und mit der Politik hatte es nichts zu thun. Und auf die arme alte deutsche Reichsacht nehmen? Bah! Oder auf die deutschen Reichsärzten? Ah, diese Pappenheimer kannte man sattfam in Paris. Der auf den Kaiser des „Heiligen Römischen Reiches Teutscher Nation“, den zweiten Franz? Du lieber Gott, zu der pappenheimer Reichskrone paßte vollständig ihr Träger, der ja auch nur ein Kaiser von Pappendel war.

Nach an Berthier gegebenen Befehlen erließ Bonaparte auf das Beabsichtigte und Bevorfiehende bezügliche Weisungen an seinen Schwager Murat, als an den Militärgouverneur von Paris, sowie an den inzwischen von Biville zurückberufenen Savary, welcher zur Vollendung des Banditenreichs das Meiste thun sollte und, wie bekannt, auch wirklich gethan hat. Hierauf, sich die Hände waschend wie weiland der römische Oberpräsident von Judäa, fuhr der Erste Konsul mit seiner Frau und etlichen Vertrauten nach Malmaison, allwo während der nächsten Tage nur ausdrücklich von ihm bezeichnete Leute Zutritt erhalten sollten. Er wollte nicht sehen und hören, wie der Nordklapf, den er angeordnet hatte, in Paris wirken würde.

Wohlverstanden, er beharrte bei diesen mörderischen Anordnungen auch dann noch, als er über das Mißverständniß Thumery-Dumouriez aufgeklärt und als er in den Besitz der in Ettenheim geraubten Papiere des Duc d'Engbien gesetzt worden war, aus welchen dessen Nichtbetheiligung an der Cadoudal-Bichegru'schen Verschwörung erhellen mußte. Er wollte eben, das steht zu seiner Schmach für immer fest, um jeden Preis einen Bourbon zum Erschießen haben, er, der „Robespierre zu Pferd“, wie vor dem der Robespierre zu Fuß einen Bourbon zum Guillotiniren haben wollte.

8. Wie der Bandit sich in den Komödianten verwanfete.

In der Nacht vom 14. auf den 15. März, unlange nach Mitternacht, wurde der Duc d'Engbien, welcher, ermüdet von den Jagdstrapazen des letzten Tages, eines tiefen Schlummers genoss, aufgeschreckt durch den Schreckensruf seines treuen Dieners Canonne: „Konseigneur, das Haus ist umzingelt! Gendarmen stoßen die Thüren ein und erklettern die Fenster!“

Die Generale Ledener und Caulincourt hatten ihre Maßnahmen so sorgfältig getroffen und der Gendarmierkommandant Charlot führte dieselben so genau und rasch aus, daß von Widerstand keine Rede sein konnte, obzwar der Prinz, noch halb schlaftrunken, nach seiner Jagdflinte gelangt hat. Die Ueberbringer hatten übrigens leichtes Spiel. Sie brauchten nur den Anweisungen des Ersten Konsuls nachzukommen, allwohin ja alle Umstände zum voraus berücksichtigt und berechnet waren. Plan und Ausführung des Handreichs machten ein so echtforisches Banditenstückchen aus, daß selbiges ebenso gut wie zu Ettenheim in einer „Maechia“ Korjika's hätte spielen können.

Man ließ dem Ueberfallenen kaum Zeit, sich anzukleiden. Dann wurde er auf ein Wägelchen gesetzt und fort ging's in aller Hast, dem Rheine zu. Am Abend vom 15. März befand sich der Entführte hinter den Mauern der Citadelle von Straßburg. Seine sämmtlichen im Schloßchen von Ettenheim zusammengegrafften Briefschaften gingen mittels Kuriers unmittelbar an den Ersten Konsul ab.

Am 18. März, Morgens halb 2 Uhr, wurde der Prinz in seiner Zelle geweckt und aufgefodert, sich rasch in die Kleider zu werfen, um sofort abzureisen. „Man wird mir doch gestatten, Canonne mitzunehmen?“ — „Ueberflüssig.“ — „Aber doch meinen kleinen Hund Mylos, der mit mir von Ettenheim gekommen?“ — „Nun ja.“ — „Und Wäsche muß ich doch auch haben.“ — „An zwei Hemden wird es genug sein.“

Man setzte den Gefangenen in eine verschlossene Postkutsche und unter der Bewachung eines Leutnants, eines Quartiermeisters und zwei Gemeinen von der Gendarmerie ging die Eilsahrt Tag und Nacht gen Paris. Am 20. März, Abends 6 Uhr, war der Prinz im Donjon von Vincennes eingethürmt, ganz ausgehungert, denn man hatte ihm unterwegs zum Essen weder Zeit noch Gelegenheit geboten. Der Kommandant von Vincennes, Harel, vermochte ihm nur ein dürftiges Abendessen anzubieten. Er genoss es zur Hälfte, um die andere Hälfte seinem ebenfalls hungerigen Mylos zu geben. Dann warf er sich auf's Bett, um sogleich in Schlaf zu fallen.

Derweil er schlief, wurde drunten im Festungsgraben, am Fuße des sogenannten „Pavillon der Königin“, ein Grab gegraben. Der Oberst Savary war mit dem Bataillon seiner Elitegendarmen in Vincennes und für diese Nacht mit außerordentlichen Vollmachten versehen. Er ordnete alles an und befohl unumschränkt. In dieser Nacht mag er sich ja wohl seinen nachmaligen Herzogstitel (duc de Rovigo) verdient haben.

Um Mitternacht weckt man den Prinzen. Er wird in ein Gemach geführt, dessen Fenster auf den Fort von Vincennes hinausgehen. Hier ist die au Bonaparte's Befehl durch Murat bestellte „Militärkommission“ versammelt, welche den letzten Sproß der Conde's „richten“ soll. Die Namen dieser „Richter“ verdienen am Schandpfahl der Geschichte angenagelt zu bleiben. Es sind der General Gullin, Vorsitzender, die Obersten Guittou, Bazancourt, Barrois, Navier, Rabbe und der Major Dautancourt, welcher als „Rapporteur“ fungirt. Im Hintergrunde des Gemaches hält sich Savary, um darauf zu sehen, daß alles „nach Befehl“ zu- und hergehe und geischehe.

Der Major Dautancourt bringt sechs Anklagepunkte vor, der Hauptsache nach lautend auf Verschwörung gegen die Sicherheit des Staates und gegen das Leben des Ersten Konsuls, sowie auf Bekämpfung der französischen Republik mit bewaffneter Hand. D'Engghien, obgleich erschöpft und abgemüdet durch alles, was er in den letzten Tagen und Nächten ausgestanden, hält sich gefaßt und würdig. Den ersterwähnten Hauptpunkt der Anklage bestreitet er ganz entschieden, den zweiten gibt er zu mit den Worten: „Ich vertheidigte die Rechte meiner Familie. Meine Geburt und meine Ueberzeugungen zwingen mich, ein Feind der republikanischen Regierung zu sein.“

Hierauf der Form halber eine Berathung der „Richter“ und als Resultat derselben einmüthiger Schuldigspruch des Angeklagten, selbstverständlich ein Todesurtheil.

Der General Gullin hat später, freilich erst zur Zeit der Restauration, behauptet, er hätte sich nach der Urtheilsfällung hingelegt, um an den Ersten Konsul zu schreiben. Nämlich zu dem Zwecke, denselben zu bitten, dem Prinzen die von diesem erbetene Unterredung zu gewähren, sowie auch, den Verurtheilten der Gnade Bonaparte's — ja, der „Gnade“ Bonaparte's! — zu empfehlen. Da wäre aber Savary hinter ihn getreten und hätte ihm die Feder aus der Hand genommen mit den Worten: „Was noch zu thun, geht Sie nichts an; es ist meine Sache.“

In die Wohnung Harels zurückgeführt, hat der „Verurtheilte“ wiederum den Schlaf gesucht und gefunden. Aber man gönnte ihm denselben nicht lange. Um 3 Uhr des Morgens aufgestört, wird er eine feuchte Wendeltreppe hinab in den Festungsgraben geführt, wo am Fuße des Pavillons der Königin schon vor der Fällung des „Richterpruchs“ sein Grab gegraben worden. Dort ist ein Peloton Gendarmen aufgestellt, in zwei Gliedern von je acht Mann. Das Gestimmer einer Laterne beleuchtet nothdürftig die unheimliche nachtdunkle Scene. Man heißt den Prinzen an den Rand der Grube treten und der Adjutant Pelé verliest das „Todesurtheil“. Nach einem Augenblick bangen Schweigens fragt D'Engghien: „Ist niemand da, der einem Sterbenden einen letzten Dienst erweisen will?“ Der Leutnant Noivot nähert sich ihm und nach einigen in demselben gewechselten Flüsterworten wendet sich der Prinz an die Gendarmen mit der Frage: „Hat einer von Euch eine Scheere bei der Hand?“ Es wird ihm eine Scheere hingereicht, er schneidet sich damit eine Haarlocke ab, wickelt dieselbe mit einem Ring in ein Stück Papier und richtet an Noivot die Bitte, diesen Scheidegruß der Prinzessin Charlotte von Koblenz-Rochefort zukommen zu lassen. Dann erhebt er die Stimme und ruft aus: „Wie traurig ist es doch, durch die Hand von Franzosen sterben zu müssen!“

In diesem Augenblick gibt der Adjutant Pelé das verabredete Signal, indem er seinen Hut abnimmt. Die Gendarmen schlagen an, die Schüsse knallen und der Prinz fällt todt zu Boden. Der noch warme Todte wird in seinen Kleidern in die Grube gelegt. Man schaufelt Erde darüber und sucht alle Spuren der Anthat zu verwischen.

Als es Tag geworden, bemerkte man, daß ein kleiner Hund kläglich winselnd die Erde, worin das Opfer der schändlichen Mordthat vergraben worden, mit seinen Vorderpfoten anzuscharrten suchte. Man schlug den armen treuen Mylos todt. Auf eine Brutalität mehr oder weniger in diesem wüsten Zwischenpiel des Drama's der Cadoudal'schen Verschwörung kam es ja nicht an. . .

Bonaparte, in der Erwartung, den heimlich ausgesonnenen und unwiderprüflich befohlenen Schlag fallen zu sehen, hielt sich in Ermangelung einer korrischen „Rachia“ seit dem 18. März in seinem Malmaison nicht gerade versteckt, aber doch abseits. Monsieur Thiers hat mythologisiert, der Erste Konsul wäre in diesen Tagen unruhig, zerstreut und aufgeregter gewesen, so sehr, daß er

gar nicht zu arbeiten vermocht hätte. Der Napoleonconzistent will damit andeuten, die schwebende Sache hätte den Mann gewöhnlich sehr angegriffen. Fabel! Bonaparte hat, wie seine Korrespondenz klärllich darthut, in diesen Tagen so viel, wenn nicht mehr gearbeitet als sonst. Er hielt seine gewohnte Lebensführung ein und spielte Abends viel Schach. Sein Gebaren war heiter und ruhig („serein et calme“), sein Gesichtsausdruck friedlich („paisible“), wie die Zeugin sagt, welche wir hier anrufen.

Diese Zeugin, Frau von Rémusat, ist höchlich benutzelt gewesen über das, was im Werke war. Es hatte ja doch nicht verhohlen bleiben können, so heimlich auch die Sache betrieben worden und betrieben wurde. Die Kaiserin Josephine's ließ nicht ab, diese zu bestärken, daß sie ihrerseits Bonaparte's beistünde, das Leben des Herzogs von Engghien zu schonen. Josephine that es, aber ihre Fürbitten richteten nichts aus. Der Herr Gemahl sagte ihr: „Die Frauen müssen decartigen Gelegenheiten fremdbleiben. Meine Politik fordert diesen Staatsstreich“ — was er dann wortreich weiter ausführte. Als und erschienen Régnier, Mal und Murat in Malmaison und hatten lange Audienzen. Am Morgen vom 20. März sagte die Frau des Ersten Konsuls zur Frau von Rémusat: „Alles ist verfertigt. Der Herzog von Engghien wird heute Abend nach Vincennes gebracht und in der Nacht abgeurtheilt werden. Bonaparte hat mir verboten, ihn weiter damit zu behelligen. Er sagte auch, Ihr Traurigkeit sei ihm aufgefallen. Nehmen Sie sich zuammen.“

Frau von Rémusat wußte aber nicht so gut zu schauspielern wie der Erste Konsul. Beim Diner ließ er seinen kleinen Neffen Napoleon, den erstgeborenen Sohn seines Bruders Louis und seiner Stieftochter Hortense, vor sich hin auf die Tafel setzen und hatte seinen Spaß daran, als das Kind alles, was es erreichen konnte, unwarf oder zerbrach. Nach dem Essen setzte er sich auf den Boden und spielte ausgelassen heiter mit dem Kleinen. Dann wandte er sich zur Frau von Rémusat, welcher die Heiterkeit doch „etwas gezwungen“ vorkam, und sagte zu ihr: „Sie sind zu blaß. Warum haben Sie kein Noth aufgelezt?“ — „Ich habe es vergessen.“ — „Was? Eine Frau, welche im Noth vergift? Das paßt Dir nie, Josephine, gelt?“ Das lachte er laut und fügte dann hinzu: „Die Frauen haben viel Dinge, die ihnen sehr gut stehen, das Noth und die Thünnen.“ Hierauf erwies er seiner Frau Bärtlichkeiten, die nicht eben von Geschmack und Takt zeigten, und dies gethan, lud er Frau von Rémusat zu einer Partie Schach ein. Während des Spiels murmelte er das bekannte geflügelte Wort: „Lass uns Jouer sein, Cinna!“ aus dem Trauerspiel Corneille's. Dann begann er halblaut zu singen und endlich deklamirte er die berühmte Stelle aus dem 5. Akt von Voltaire's „Azire“, wo der Herr Guzman zum Heiden Jamar sagt:

„Des dieux que nous servons connais la différence:
Les tiens t'ont commandé le meurtre et la vengeance;
Et le mien, quand ton bras vient de m'assassiner,
M'ordonne de te plaindre et de te pardonner.“

Gut gespielt, Komödiant! In derselben Stunde, in welcher Bonaparte der Frau von Rémusat solche Gefühle christlicher Milde, Großmuth und Barmherzigkeit vorgaukelte, versammelte sich in Vincennes die „Militärkommission“, um den ihr anbefohlenen Todespruch über den unglücklichen Engghien zu fällen.

Frau von Rémusat hatte sich durch das Lächeln, die Lustigkeit, die Deklamationsübung des Gewalthabers für den Augenblick täuschen lassen. Ihre Hoffnung auf Erbarmen sollte aber nicht zu schanden werden. Frühmorgens vom 21. März erschien Erman in Malmaison, bleich und verdorren Gesicht. Frau von Rémusat wagte keine Frage an ihn zu thun. Die Gemahlin des Ersten Konsuls kam in den Salon, traurig und niedergeschlagen. Sie fragte Savary: „Es ist also geschehen?“ — „Ja wohl, Madame. In der ersten Morgenröthe ist er gestorben und zwar, ich weiß es sagen, sehr muthvoll.“

Den Tag über kam eine Menge von Besuchern nach Malmaison. Man sah nur Gesichter, die ihre Bestürzung zu verbergen suchten, so gut es gehen wollte. Niemand wagte dem Ersten Konsul davon zu sprechen, welchen erschütternden, welcher geradezu furchtbaren Eindruck die Hinmordung des Herzogs von Engghien in Paris hervorgebracht habe. Er mußte es aber bemerken. Als am Abend in dem gedrängten Salon ein unheimlich drückendes Schweigen herrschte, durchmaß Bonaparte

finsternen Gesichts mit großen Schritten das Gemach. Dann brach er los und redete allerlei bunt durcheinander. Zuletzt mußte er aber doch dem Gedanken, welcher, wie er wohl wußte, alle Anwesenden beschäftigte, sein Recht widerfahren lassen, und so sagte er: „Alle diese Leute da — die Verschworenen — wollten Anstalten in Frankreich erregen und in meiner Person die Revolution tödten. Ich mußte dieselbe verteidigen und rächen und ich habe geglaubt, wessen sie fähig ist. Der Herzog von Enghien hat konspirirt wie ein anderer“ — (das war verlogen und der Komödiant wußte, daß er log) — „er mußte demnach auch behandelt werden wie ein anderer. Ich habe Blut vergossen, ich mußte es vergießen, ich werde vielleicht noch mehr vergießen; aber ich werde es thun ohne Fein und ganz einfach darum, weil so ein Aderlaß zur politischen Medicin gehört. Ich bin Staatsmann, ich bin die französische Revolution, ich wiederhole es, und ich werde sie aufrecht halten.“

„Der Staat bin Ich!“ sagte Ludwig der Vierzehnte. „Das Vaterland bin Ich!“ sagte der Herzog Karl von Württemberg. „Die Revolution bin Ich!“ sagte Bonaparte. Immer dieselbe Melodie, nur mit etwas verändertem Text.

Später hätte bekanntlich der Bonapartismus den Frevler des an Enghien begangenen Justizmordes gern den Werkzeugen Bonaparte's angedeihend und diese Werkzeuge haben dann die böse Bürde einander gegenseitig zugeschoben. Der „diable boiteux“ der Revolution und des Kaiserreichs, Talleyrand, soll der Legende zufolge bei dieser Gelegenheit das bekannte, übrigens auch andern zugeschriebene Wort gesprochen haben: „Das ist schlimmer als ein Verbrechen, das ist ein Fehler.“ In Wahrheit aber hat Talleyrand, als Herr von Banteire, einer der Divisionschefs in seinem Ministerium, ihm von dem Entsetzen sprach, welches durch das Verbrechen von Vincennes hervorgerufen worden, wegwerfend zur Antwort gegeben: „Ach was! Das ist eine Geschäftssache, weiter nichts.“

2. Was nach verkrachtter Verschwörung mit den Verschwörern geschah.

Der Tod D'Enghiens markirte den Höhepunkt unseres Verschwörungsdramas. Es wurde dabei so viel „Schrecken und Mitleid“ verbraucht, daß für die übrigen Opfer nicht mehr viel davon übrigblieb. Wenigstens nicht für den Plebeier Cadoudal und seine liebevollen Todesgefährten. Die mußten die Suppe aussessen, welche die vornehmen Herren eingebröckelt hatten. Es ist ja immer und überall so in der Welt: die christliche Uebersetzung muß büßen, was die berechnende Selbstsucht verschuldet hat.

Auch der weiland hochangesehene General der Republik, Bichegru, ist ein Opfer dieser historischen Tragödie geworden und nach dazu hat er mit eigener Hand sich geopfert. Denn daß er auf Anordnung Bonaparte's selber oder wenigstens auf Anstiften von Bonapartisten in seinem Kessel erdroßelt worden sei, das war nur eine von der Parteigebäßigkeit aufgebrauchte Lüge und noch eine ganz dumme dazu, nicht der Mühe der Widerlegung werth. Der Selbstmord Bichegru's dagegen war eine logische Folge seiner Lage. Monsieur Thiers, freilich eine fragwürdige Autorität, erzählt, der Erste Konjul habe den „Eroberer von Holland“ nicht nur schonen, sondern auch einer erprießlichen Thätigkeit in Dienste Frankreichs zurückgeben wollen. Er habe nämlich beabsichtigt, im französischen Guyana (Cayenne), welches ja Bichegru als Verbannung kennen gelernt, durch diesen eine Kolonie im großen Stil gründen zu lassen, und habe den Staatsrath Réal beauftragt, dem General bezügliche Eröffnungen zu machen. Möglich immerhin, daß so ein Gedanke dem Gewalthaber gekommen, aber gewiß ist, daß es beim Gedanken verblieb. Bichegru wollte anfangs an die Großmuth Bonaparte's gar nicht glauben, ließ sich aber dann durch Réal gern davon überzeugen und ging mit Lebhaftigkeit auf den Kolonisationsplan ein. Allein Réal ließ sich nicht mehr sehen oder von sich hören, und so verfiel der Gefangene auf die naheliegende Vorstellung, die Mittheilung vonseiten des Herrn Staatsraths wäre nur eine Fumerei gewesen oder wohl gar eine List, um ihn, Bichegru, zu Gehändrücken indetreff der Verschwörung zu bewegen. Seine Stimmung mußte sich noch mehr verdüstern, als die Kunde von dem, was im Morgengrauen vom 21. März im Festungsgraben von Vincennes geschah, auch in seine Gefängniszelle drang. In seiner Verzerrung sagte er sich, daß ihm nichts übrigbliebe, als mit einer Bande von Chouans auf der Anklagebank zu

erscheinen. Unertürlich das! Eines Frühmorgens im April schlug er einen Band von Seneca auf, welchen Réal ihm geliehen, las, was der Lehrer Nero's über den freiwilligen Tod zusammenschlüsselt hatte, und machte hierauf das Gelesene zur That, indem er sich mittels seiner seidenen Halsbinde erwürgte.

In denselben April- und Maitagen spielten sich die grotesk-fomischen Scenen der Verhaftungs- und Verurtheilungsformidie im Tribunal und im Senat ab. Am 18. Mai begrüßte der Senat in corpore im Schlosse von St. Cloud den weiland Artillerieutenant als Empereur mit den Anredeformeln „Sire“ und „Majestät“. Zwölf Jahre zuvor war die Monarchie in Frankreich förmlich und feierlich abgeschafft worden, „für immer“. Komödie hüben und drüben!

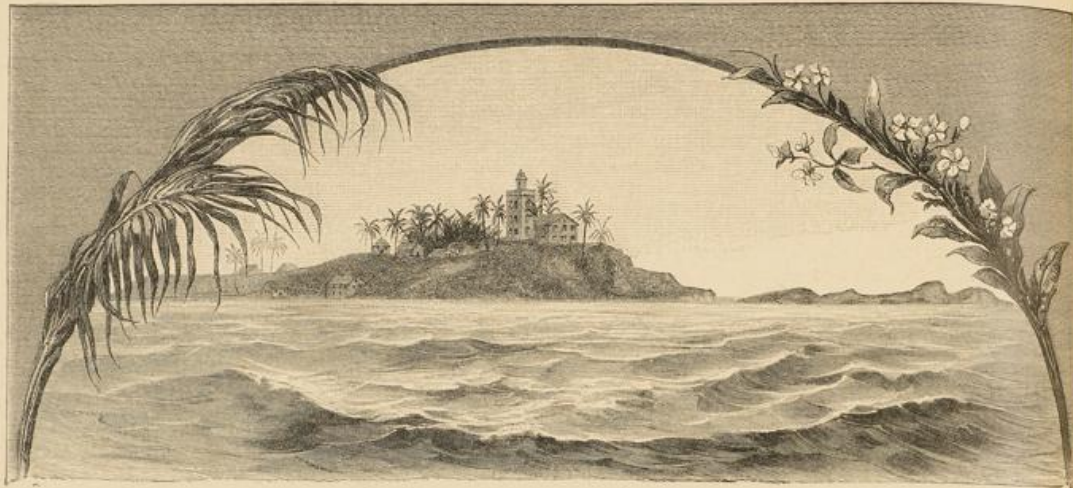
Sieben Tage vor der Huldigung in St. Cloud, am 11. Mai 1804, begann vor dem Kriminalgerichtshof des Seine-departements die Procedur gegen die 47 Angeklagten der Cadoudal-Bichegru'schen Verschwörung. Die Verhandlungen, deren Darstellung nicht in den Rahmen des vorliegenden Aufsatzes paßt, währten bis zum 9. Juni. Am meisten Schwierigkeit verursachte Moreau, welcher sich in der Procedur mit Geistesgegenwart und mehr Talent, als man ihm hätte zutrauen sollen, auf den unbefohlenen Wiedererwerb hinauspielte. Mit solchem Erfolg, daß die kaiserliche Regierung den 12 Richtern, von welchen zuerst 7 für Freisprechung und 5 für die Verurtheilung des Generals zum Tode gewesen waren, nur mit Noth schließlich ein Schuldig entriß. In der Morgenfrühe vom 10. Juni verkündete der Gerichtshof die Urtheilssprüche. Sie lauteten für Cadoudal, Bouvet, Rivière, Lajolais, Armand Pagnac, den Chouan Bicot und 13 seiner Kameraden auf Tod; für Moreau, Jules Pagnac und Holland auf zwei Jahre Gefängniß. Von der Kriminalanlage entbunden wurden 21 Angeklagte, Leute, welche mit der Verschwörung nichts zu schaffen gehabt, sondern nur die Verschwörer beherbergt hatten.

Für die vornehmen Herren Verschworenen, welche zum Tode verurtheilt worden, traten sofort an dem früh aus dem Badofen gelommenen Kaiserhofe alle Fräcke und Unteröcke in wetteifernde Thätigkeit. Infolge derselben wurde Napoleon bewogen, für Bouvet, Rivière, Lajolais und Armand Pagnac die Todesstrafe in einfache Einperrung zu verwandeln. Seinen tiefgebemüthigten „Nebenbuhler“ Moreau begnadigte der Kaiser zur Auswanderung nach Amerika, von wo der schwache Mann zum nicht wieder gutzumachenden Schaden seines Rufes im Jahre 1813 zurückkehrte, um im Quasidienst der verbündeten Monarchen gegen sein Vaterland die Waffen zu tragen und in der Schlacht von Dresden durch eine französische Kugel getödtet zu werden. Für Georges Cadoudal ließ sich von dem höfischen Geschmeiß niemand zu Bitten, Kniefällen und Thränen herbei: er war ja nur ein Müllersohn. Am 24. Juni ist er, der beste Mann, welchen die bourbonische Partei aufzuweisen hatte, mit 11 seiner Chouans auf dem Grövelplatz unter dem Fallbeil gestorben.

Was Napoleon angeht, so ist man stark versucht, anzunehmen, daß in den Falten des Kaisermantels, den er umgethan, vom Anfang an der Kaiserwahnsinn gelauert habe, an welchem er später zu Grunde gegangen. Als er am 2. December von 1804 aus Notre-Dame, allwo ihn Papst Pius der Siebente gefaßt hatte, in die Tuilerien zurückgekehrt war, sagte er zu seinem Marineminister Decrès: „Ich kam zu spät zur Welt. Die Menschen sind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun.“ — „Wie, Sire? Was kann es denn Größeres geben, als, so man als Artillerieutenant angefangen hat, den ersten Thron der Welt zu besteigen?“ — „Wohl, ich geb' es zu, meine Carrière ist nicht übel. Aber wach' ein Abstand z. B. gegen Alexander den Großen! Nachdem er Asien erobert und sich den Völkern als einen Sohn Jupiters dargestellt hatte, glaubte alle Welt daran, seine Mutter Olympias und etwa den Aristoteles und noch etliche andere Philosophen ausgenommen. Wenn aber ich heute erklärte, daß ich der Sohn Gottvaters wäre, und wenn ich nach Notre-Dame ginge, ihm dafür zu danken, jedes Fischweib auf meinem Wege würde mich auslachen. Ach, die Menschen und die Völker sind heutzutage zu klug. Man kann nichts Großes mehr thun.“

Zürwahr, es war ein geschickter Mann, welcher den Ausspruch gethan hat:

„Genie und Wahnsinn sind so nahverwandt,
Daß beide trennt nur eine dünne Wand.“



Kap Palmas. Nach einer Originalskizze von Dr. Pechuel-Loesche.

Ein letztes Zusammentreffen mit Gustav Nachtigal.

Von Dr. Pechuel-Loesche.

Die Walfischbai, das einzige brauchbare Eingangsthor zu dem Hererolande in Südwestafrika, ist eine trostlose Gegend. Wer sie besucht, wird genügend vorbereitet auf das, was er in den periodisch verschmachtenden Hinterländern zu erwarten hat und lernt es im Voraus, die endlosen lockeren Gras- und Dornbuschbestände der Weideländer des Inneren, wenigstens um seiner armen unentbehrlichen Zugochsen willen, mit Befriedigung zu betrachten. Nichts ist in Sicht als Sand, Wasser, Himmel. Hinter einem von unserer rheinischen Mission errichteten Kirchlein liegt hart am Strande die Ansiedlung. Sie besteht aus einem Dutzend größtentheils eng an einander gedrängter, aus eingefährtem Holz und gewellten Blechen errichteter Baulichkeiten. Ihr Fundament ist künstlich erhöht, weil bei Springfluthen das Seewasser sie rings umfließt. An recht hellen Tagen erblickt man im Osten, jenseit der das Bett des periodischen Aufrisses abschließenden Dünen die gefährdete Namib, die allmählich ansteigende Wüste, deren weite Ebenen hier und da von einem gerundeten Bergkopf durchbrochen werden.

Wenn die grauen Morgennebel verfliegen und die Sonne heiß niederzubrennen beginnt, treibt über dem fahlen Sande der in der Gluth zitternden Baifläche die Fata Morgana ihr wunderbares Spiel und verwirrt die Sinne, indem sie Wasserpiegel hervorzaubert und den Gegenständen phantastische Formen verleiht. Dann aber erhebt sich der oft zu sturmähnlicher Stärke anschwellende Wind und füllt die Atmosphäre mit gespenstisch entlang ziehenden Staubmassen. Die schwereren Sandtheilchen setzt er in langen Streifen über die glatte Fläche, läßt sie in Haufen liegen, schüttet sie zu Dünen auf und lagert sie an den Gebäuden ab, sodaß die Bewohner sich wie bei Schneetreiben zeitweilig Bahn schaufeln müssen. Angenehm sind nur die frühesten Morgenstunden, während deren man sich bei Ebbe auf dem festen Strandboden ergehen kann; und manche Abende gewinnen einen hohen Reiz durch farbenprächtige Sonnenuntergänge.

So vergeht Tag um Tag, Jahr um Jahr an der Walfischbai. Der vorherrschend aus südlicher Richtung wehende kühle Wind kommt zur Abwechslung auch manchmal heiß und trocken aus Osten, seltener von Norden; zuweilen weichen die grauen Nebelschwaden tagelang nicht den Strahlen der Sonne, und vielleicht einmal im Jahre fallen Regentropfen.

Einförmig wie die Gegend ist das Thierleben. Ungeheure Flüge von Taucherenten ziehen über der Bai hin und wieder; vereinzelte Möven stoßen auf unvorsichtige Fische; gravitatische Flamingos waten in Reihen an flachen Stellen umher und erfüllen die Luft mit ihrem Gechrei, daß man glaubt, eine heimathliche Gänseherde sei in der Nähe.

Anfangs November des vergangenen Jahres waren wir, meine Frau, unser landeskundiger Reisebegleiter Herr Kleinhardt und ich, nach monatelanger Fahrt durch die großartigen Einöden des Hererolandes wieder an unserem Ausgangspunkte, der Walfischbai, angelangt. Müde, ausgehungert und verschmachtet standen wir lagen unsere bedauernswerthen Ochsen hinter der Hängerecke und ließen sich als erfahrene Zugthiere nicht mehr, wie so oft die Neulinge aus dem Innern, durch die glühende Fluth wackeln, ihren Durst mit Seewasser löschen zu wollen. Siebzehn Stunden lang auf Tod und Leben mechanisch vorwärts schreitend, hatten sie die schweren Wagen über die letzte schlimmste Etappe des wüsten Küstenstriches bis zum Meere geschleppt. Nun hob ihnen die größere Aufgabe bevor, nach kurzer Rast abermals denselben Weg bergauf und dann mindestens noch eine Tagereise zurückzulegen, ehe sie sich wieder einmal annähernd sättigen konnten. Aber nicht alle sollten diese schwere Prüfung überstehen. Bereits an der Bai erlagen die stattlichen Leitochsen von dem Vierzehnjährigen des Wagens meiner Frau dem letzten Gewaltmarß; nachdem sie ihre Aufgabe gelöst, uns wieder zum Atlantischen Ocean gebracht hatten, verwendeten sie an Entkräftung. Ihre Schädel mit den schon geschweiften Gehörnern nahmen wir zum Andenken mit uns.

Zwei Schiffe, ein in diesem verlassenem Edenwinde überaus seltener Anblick, lagen in der Bai und boten uns Gelegenheit, sogleich nach Kapstadt weiterzusegeln. Da wir jedoch mit Kapitan Jensen, dem Führer der vornehmlich den Verkehr unterhaltenen und wiederum fälligen kleinen Brigantine „Louis Alfred“, die Heimreise bereits während der Herfahrt vereinbart hatten, blieben wir zurück. In den uns freundlich überlassenen Nebenräumen des Kirchleins, wo wir oft den wirklich anerkennenswerthen Gesangsleistungen der Böglinge des Herrn Missionärs Böhm lauschten, richteten wir uns behaglich ein und verlebten unsere Tage angenehmem Verkehr mit den deutschen, englischen und schwedischen Einsiedlern an der Bai. Nach zwei Wochen tauchten endlich die wohlbekanntem Segel des „Louis Alfred“ am westlichen Horizonte auf, und bald begrüßte uns wieder Kapitan Jensen und seine vielsprachige junge Gattin. Die Abfahrt des Schiffes war in Kapstadt verzögert worden, weil es den Regierungskommissar Mr. W. C. Palgrave, der in besonderer Mission zu Maharero, dem Oberhäuptling der Herero, entsendet wurde, aufzunehmen hatte.

Unsere Freude über die Befreiung aus einer, wenn auch angenehmen, so doch unvorhergesehenen Gefangenschaft sollte nicht in anderer Weise vergrößert werden: wir sollten noch den Generalkonsul und Kommissar des Deutschen Reiches, Dr. Gustav Nachtigal, an der Walfischbai mit frohem Händedruck bewillkommen.

Während wir die Abreise vorbereiteten, die Sammlungen an Bord unterbrachten, tauchte ein neues Segel auf. Die Tafeloge ließ ein Kriegsschiff erkennen. Von Süden kommend umfuhr es Pelican-Point, die Spitze der die Bai abgrenzenden Rehung und stand auf die Ansiedelung zu. Bald wurden die Segel eingezogen, und nun erkannten wir deutlich die deutsche Kriegsflagge. Das Kanonenboot „Möwe“ ankerte in der Bai, wo bisher erst ein einziges deutsches Kriegsschiff und zwar Anfangs August das Kanonenboot „Wolf“ eingelaufen war.

Eine Dampfbaraffe löste sich von der „Möwe“ und schleppte ein Boot zum Strande; schon von Weitem erkannten wir den Generalkonsul unter den Insassen. Er war höchlich überrascht, mir nach Jahren wieder einmal so fern von der Heimath zu begegnen; noch mehr erstaunte er jedoch, als er hörte, daß meine Frau, auf deren besonderen Wunsch diese Reise unternommen war, mich nicht nur so weit begleitet, sondern mit mir auch die Wildniß durchzogen hatte. So gab es denn viel zu erzählen und Meinungen auszutauschen. Da nun gerade ungewöhnlich viele Deutsche an der Bai verweilten und auch der Kommandant der „Möwe“, Herr Korvettenkapitän Hoffmann, mit verschiedenen Offizieren an Land kam, nahm die kleine Ansiedelung für einige Tage gewissermaßen einen deutschen Charakter an, und nur die im Winde flatternde englische Flagge gemahnte uns, daß wir nicht auf deutschem Boden standen. Ein Gastmahl im Hause des deutschen Hafenagenten, Herrn L. Koch, dessen lebenswürdige Gastin vor einem Jahrzehnte nicht nur die erste deutsche Heimstätte an der Bai schuf, sondern überhaupt als erste weiße Frau daselbst lebte, vereinte die so glücklich zusammengetroffenen Landsleute, und warmen Herzens wurde des Kaisers und Königs, des Kanzlers und seiner Kolonialpolitik gedacht. Das wichtige Thema, das uns Alle gerade an dieser Stelle am lebhaftesten beschäftigten mußte, drängte sich stets wieder in den Vordergrund.

Noch immer gewann sich Gustav Nachtigal Aller Sympathien durch seine Lebenswürdigkeit, seine echte Höflichkeit des Herzens und seinen untrüglichen Takt. In seinem Wesen war sonach keine Veränderung zu erkennen, wohl aber in seinem Aussehen. Das Klima Westafrikas hatte den raslos thätigen, ganz der Vollführung seiner Aufträge lebenden Mann nur zu deutlich gezeichnet, und ich konnte mein Erstaunen nicht verbergen, als er mir mittheilte, daß er nochmals einige Monate in jenen Gegenden zu verweilen haben würde, die selbst vollkommen Gesunden gefährlich sind. Am Lande litt er unter Fieberanfällen und auf dem Schiffe schwächte ihn die Seekrankheit, jedoch seiner Natur keine Pause der Erholung vergönnt war. Wohl fühlte er, welche zunehmende Gefahr ihn bedrohte und wie gut der Rath war, daß er entweder schnellstens heimkehren oder auf einige Zeit nach St. Helena oder

Madeira gehen sollte. Er aber hielt trotz alledem die äußerste Erfüllung der ihm anvertrauten Aufgabe, der Pflichten gegen das Vaterland für wichtiger, als die Wiederherstellung der Gesundheit und sogar die Erhaltung des Lebens. Kein Zureden und Bitten, kein Hinweis auf das bereits von ihm Geleistete vermochte ihn in seiner Auffassung wankend zu machen.

So schieden wir nach einigen Tagen. Er, um ohne Jaagen der wachsenden Gefahr entgegen zu treten; wir in bangen Befürchtungen um sein Wohlergehen. Zur nämlichen Stunde am 24. November verließen wir die Balfischbai. Ein letztes Winken, ein letzter Flaggengruß, und die stattliche „Möwe“ lief unter vollen Segeln nach Norden, während der kleine „Louis Alfred“ hart am Winde nach Südwesten stand.

Noch fünf Monate lang hat Gustav Nachtigal seine Kräfte im Dienste des Vaterlandes verwerthen können, bis ihn das Schicksal ereilte, das er, der erfahrene Arzt und Reisende, wohl vorausah. Unter der deutschen Kriegsflagge, an Bord der „Möwe“, die ihn an der Küste Afrikas hin und wieder getragen, ist er aus dem Leben geschieden. In treuester Pflichterfüllung bis zum Tode und vollführend, was der Meister geplant, ist er in Wahrheit für das Vaterland gestorben — nicht minder auf dem Felde der Ehre, als Diejenigen, die im Getümmel der Schlacht ihr Leben lassen. Auf der sonnigen Höhe des Ruhmes, verehrt von Allen, die ihn kannten, und bewundert weit über Deutschlands Grenzen hinaus, ist er hinweggenommen worden: ein ganzer Mann, den keiner je vergessen kann und darf, dem des Vaterlandes Größe und Zukunft das Herz erfüllt.

Und nicht allein ein Vertreter des Reiches war Gustav Nachtigal, dessen Muth und Umsicht, dessen Klugheit und unentwegte Energie das höchste Vertrauen rechtfertigte; er war auch ein Forschungsreisender ersten Ranges, der obenan genannt wird unter den Männern, welchen die Erdkunde die höchsten Ehren zuerkennt. Nicht nur als Entdecker hat er vordem weite unbekannte Räume Afrikas durchgemessen, sondern auch als Forscher Länder und Völker mit klarem Blicke geprüft und, was er geschaut und ergründet, der Wissenschaft dargeboten in einem so musterergültigen Werke, daß dieses sein schönstes Monument wird und bleiben wird und allein schon genügt, den Namen Gustav Nachtigal der Nachwelt werth zu machen.

Es war wohl eine sonderbare Fügung des Schicksals, daß jener Mann, der zur allgemeinen Trauer dem afrikanischen Klima erlag, den Boden Afrikas zum ersten Male in der Hoffnung betreten hatte, dort seine Gesundheit zu stärken. Ein Lungenleiden veranlaßte im Jahre 1863 den jungen Militärarzt — Gustav Nachtigal wurde am 23. Februar 1834 zu Eichstädt bei Stendal geboren — nach Algier und Tunis zu gehen. Während seines Aufenthaltes in diesen Ländern sammelte er die hohe Summe von Erfahrungen, die er



Die Balfischbai. Nach einer Originalskizze von Dr. Fochel-Loeschke.

später mit dem auf deutschen Universitäten erworbenen Wissen in so glänzender Weise verwerthen sollte.

Die Grundlage zu dem schnell emporblühenden Ruhme Nachtigal's bildete die glückliche Ausführung der schwierigen Mission, nach Bornu vorzudringen und dem dortigen Sultan Geschenke von König Wilhelm zu überbringen. Im Januar 1869 trat er diese Reise an, die sich zu einer der denkwürdigsten afrikanischen Expeditionen gestaltete und von der er erst im Jahre 1875 nach vielen Quersügen durch niemals von einem Europäer betretene Länder des Sudans glücklich in die Heimath zurückkehrte.

Von nun an galt Nachtigal als einer der ausgezeichnetsten Forschungsreisenden, dem Regierungen und gelehrte Gesellschaften hohe Ehrenbezeugungen erwiesen. Als Vorsitzender der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin und als oberster Leiter der deutschen Afrikaforschung förderte er die letztere in rastloser Weise und bestrebte sich, einen Jeden, der ihn um Rath anging, mit liebenswürdiger Bereitwilligkeit zu unterstützen, während er an seinem Werke „Sahara und Sudan“ arbeitete, dessen Schlussband leider unvollendet geblieben ist.

Von dem Posten des Generalkonsuls des Deutschen Reiches in Tunis, den er seit 1882 bekleidete, wurde er, wie allgemein bekannt, im vorigen Jahre berufen, sich nach der Westküste von Afrika zu begeben, um dort in den neuerworbenen Gebieten die deutsche Flagge zu hissen.

Am 11. April d. J. verließ er, bereits schwer an der Malaria erkrankt, Kamerun. Schon vor der Ankunft auf der Höhe von Lagos nahm, wie die Zeitungen auf Grund amtlicher Mittheilungen berichten, die Krankheit eine ungünstige Wendung, und aus Rücksicht darauf genehmigte Admiral Knorr, welcher ebenfalls vor Lagos anlangte, daß die „Möwe“ sogleich die Reise fortsetze, um die hohe See zu gewinnen. Das Wetter war gleichmäßig schön und trocken, man konnte deshalb den Kranken unter einem lustigen Zelt mit Deck lagern; gleichwohl verschlimmerte sich sein Zustand. Am 19. April erkannte er selbst die Gewißheit seines nahen Todes und diktierte seinen letzten Willen. Am nächsten Morgen früh 4 $\frac{1}{2}$ Uhr verschied er im Beisein des Kommandanten und des Arztes; das Fahrzeug befand sich gerade 100 Seemeilen von Kap Palmas entfernt. Dort, wo bereits im Januar 1856 ein hoffnungsvoller junger deutscher Forscher, Philipp Schönlein, ein Grab gefunden hat, fand am Nachmittage des 21. April die Beerdigung Nachtigal's statt unter Betheiligung der Officiere und Mannschaften.

Nun ruht der pflichtgetreue echte Sohn der Mark in weiter Ferne, an jenen Küsten, an welchen er der Deutschen Antheil gesichert hat. Auf dem Kap der Palmen ist er in die Erde gesenkt worden, dort, wo vor zwei Jahrhunderten die wendischen Schiffe vorübersegelten, die eine Kolonialpolitik verwirklichen sollten, welche fest zu begründen vorbehalten blieb den mächtigen Kanzler des geeinten Deutschen Reiches und seinem thatkräftigen Helfer, Gustav Nachtigal.



In dem Bilde von Helene Stromeyer.

Ein Kranz, bei des Tageslichts Scheide,
Geflochten aus blühender Pracht,
Ging über der altgraun Weide,
Im feuchten Stürmen der Nacht.

Im Frühroth die Blüten zerfallen,
Vom Thau des Morgens beschwert. —
Sie haben die Nachtigallen
Die klagenden Weisen gelehrt.

Zertriften, verflattert die Kränze,
Gestorben die Blumen im Hag;
Doch wieder, vom Lenze zum Lenze,
Erweckt sie der Nachtigall Schlag.

Wohl dem, wenn ihm Hoffnungen starben,
Das Glück, wie das Abendroth sank,
Dem im Bild es sich webt aus den Farben,
Dem die Klage sich löst im Gesang.

Karlruhe, 27. Mai 1884.

Gustav zu Putlitz.

Flandereien über Romandichtung.

Von Rudolf von Goltzschall

1. Wahrheit und Dichtung im Roman.

Shiller nannte einmal den Romanschriftsteller den Halbbruder des Dichters: in der That ist er nicht heimisch in jenen „Regionen, wo die reinen Formen wohnen“; er hat sich zu viel mit der Welt, mit der Alltäglichkeit einzulassen; er muß in sein Werk viel Stoffartiges mit herein nehmen, was sich nicht künstlerisch modelliren läßt.

Wie sich Wahrheit und Dichtung im Romane verhält, das ist eine Frage, die auch bei modernen freierfundenen Romanen

aufgeworfen werden kann. Geistreiche Theoretiker und erfolgreiche Praktiker auf diesem Gebiete behaupten sogar, daß kein echter Romanschreiber dichten kann, ohne wie der Maler und der Bildhauer seine „Modelle“ zu haben. Freilich sitzen sie nicht bei ihm im Atelier, aber sie schweben seiner Phantasie vor. Wir theilen diese Ansicht Spielhagen's nicht; wir meinen, daß der Dichter aus eigener Machtvollkommenheit, aus seinem eigenen Innern heraus seine Gestalten schafft, daß dies eine Art von Urzeugung

der Malin
e Abende von
Rittheimern
aus Nächst
vor Tages an
um die foh
und trocken
gen Zeit an
stand. Ein
rahen Todes
Norgen früh
en und bei
len von Kap
n hoffnungs
in Ged
Beerdigung
Lammshorn
et in weiter
hen Anstalt
die Erde ge
die wanden
spolitif von
n blieb dem
und seinen



Ein Kranz.

Nach dem Oelgemälde von Helene Stromeyer.

h.

erfolgreiche
kein echter
d der Bild
cht bei ihm
Wie theilen
der Dichter
en Jauern
Urgenung

ist, bei der keine Modelle mitwirken. Natürlich schafft die Phantasie nicht gerade aus nichts; aber wie sie aus einer Fülle von Eindrücken und Charakterbildern, die sie in sich aufgenommen, eine neue lebensvolle Gestalt hervorzubereitet: das ist ein geheimnißvoller Proceß, den man erst ergründen kann, wenn man das A und O alles dichterischen Schaffens ergründet hat — das Genie.

Doch auch die zahlreichen Anhänger der Modelltheorie werden nicht behaupten, daß man ein Modell mit Haut und Haar in die Romandichtung aufnehmen darf. Es wird doch für die künstlerischen Zwecke zurecht gemacht, ganz wie der Maler, der ein Modell auf der Straße findet, es als Studientopf portraitiert, aber dann für sein Gemälde nur einzelne Züge desselben, nur etwa die Augenbrauen und die Augen, die Stirn und die Nase verwerthet, im Uebrigen die Physiognomie nach seinen künstlerischen Absichten ergänzt. Die Wahrheit spielt dabei gar keine Rolle, die Dichtung ist die Hauptsache. Es giebt zwar Autoren, welche ihre Modelle gleichsam lebend einfangen, und dieselben so wie sie sind in ihre dichterischen Menagerieräcken sperren; doch diese Sorte von Dichtern hat ihren Ruhm dahin. Nicht bloß ihnen kann es indeß begegnen, daß ein solches „Modell“ sich selbst erkennt und dagegen protestirt, vor aller Welt zur Schau gestellt zu werden; auch die künstlerisch gestaltenden Romanschriftsteller, die nach Modellen arbeiten, sind nicht sicher davor, daß das Geschöpf sich gegen seinen Schöpfer auflehnt, daß sich irgend ein athmendes Wesen in der dichterischen Masse zu erkennen glaubt und gegen die Ausbeutung seines poor self für die Leihbibliotheken reklamirt: es tritt dies besonders dann ein, wenn die Ähnlichkeiten, die der Autor seinem Modell abgelauscht, größer sind, als die Unähnlichkeiten, die er in das Bild hineingeheimnist hat. Vielen Modelldichtern sind schon derartige Unannehmlichkeiten passiert. Wenn freilich ein Romanautor so weit geht, wie Zola in „Pot-Bouille“, daß er sogar den Namen eines Juristen, der in dem Stadtviertel wohnt, wo sein Roman spielt, einem Charakter in demselben zuerkennt, so darf man sich nicht wundern, wenn er deshalb einen Proceß verliert und genöthigt wird, seinen Justizbeamten umzutauschen: die vorsichtigeren Schriftsteller werden vielleicht einmal brieflich zur Rede gestellt, aber in einen solchen Proceß um „des Hells Schatten“ nicht verwickelt werden.

Neben dem freierundenen socialen Roman haben wir aber auch einen zeitgeschichtlichen, und hier wird die Frage nach dem Verhältniß zwischen Wahrheit und Dichtung eine brennende; denn das Märchen braucht ein duffig Florgewebe, die Tagespolitik aber hat ein ganz unverschleiertes Gesicht. „Ein politisches Märchen“ erscheint als ein Widerspruch — und doch sind solche Märchen gedichtet worden. Ohne Frage gehört dazu der „Eudymion“ jenes Lord Beaconsfield, gegen dessen energische und großartige Politik die Krämer- und Quakerpolitik Gladstone's sehr in den Schatten tritt. Beaconsfield läßt weltgeschichtliche Charaktere in einer Draperie erscheinen, bei welcher die Geschichte zu kurz kommt, aber auch die Dichtung wenig gewinnt, indem sie nur Räthsel aufgibt, die sich nicht lösen lassen. „Prinz Napoleon“ erscheint in „Eudymion“ als ein wahrer Märchenprinz; er ist es und ist es wieder nicht; die Gestalt läßt sich nicht festhalten; wenn sie es nicht ist, hat sie überhaupt keine Bedeutung; wenn sie es ist, so stimmen ihre Schicksale im Romane nicht mit ihren Lebensschicksalen. Beaconsfield liebt solche märchenhafte Arabesken für seine Zeitromane; doch sie geben kein ruhiges, sondern nur ein hin- und herzitterndes Bild. Der Scharfsinn der Leser will erathen und fühlt sich doch unbefriedigt durch die einzig mögliche halbe Lösung; deshalb fehlt jenes Gefühl ruhiger Sicherheit, welches durch harmonische Kunstschöpfungen hervorgerufen wird und ohne welches ein reiner Kunstgenuß nicht denkbar ist.

Einer der talentvollsten neufranzösischen Romanschriftsteller, Alphonse Daudet, hat in ähnlicher Weise wie Beaconsfield das zeitgeschichtliche Märchen gepflegt: seine Helden sind Phantasiehelden, aber ihre Modelle kennt ganz Frankreich. Auch hier ein unlösbarer Widerspruch: Roumestan ist Gambetta, der schönrednerische Deputirte, der aller Welt alles Mögliche verspricht, ohne es je zu halten, ein Südländer von Kopf zu Fuß, der zuletzt der einflußreichste Mann in der Regierung Frankreichs wird; er ist Gambetta und ist es wieder nicht; denn Roumestan ist ja ein Legitimist, und Vieles, was er erlebt, paßt durchaus nicht auf das Modell Gambetta. Dennoch kennt man ja die

tonangebenden Staatsmänner Frankreichs und weiß, da der Roman in der neuesten Zeit spielt, daß es keinen andern Politiker gegeben hat, der das Charakterbild Roumestan's deckt. Dasselbe gilt von dem kaiserlichen Minister Rougon in Emile Zola's großem Romanchklus; man kennt die Minister des dritten Napoleon; ein Rougon befindet sich nicht unter ihnen. Sollte aber Rougon dem Romandichter als Original vorgezeichnet haben, so dessen Bild wieder nur einzelne Züge, nicht das ganze Bild, wobei der Charakter noch die Lebensschicksale. Wer ist der König Christian von Albyrien in Daudet's Roman „Die Könige im Exil“, welcher Zauberpruch verwandelt ein österreichisches Kronland in ein selbständiges Königthum? Und das spielt alles in neuerer Zeit: nicht bloß die Abenteuer des entthronten Fürsten in Paris, sondern auch der Freischarenzug zur Wiederoberung von Thronos, der Kampf und die Niederlage desselben. Sollte man nicht glauben, eine Fee habe alle Zeitungsspalten vergaubert, die so laut Märchen aus ihnen hervorquollen, daß über alle Berggämme sich ein gespenstiger Flor legte, daß Namen und Thaten vor den Augen wie in einem Hexentanz vorüberzwebelten?

Doch neben diesem pseudonymen Zeitroman mit seinen Märchen und Räthseln giebt es einen andern, in dem schon bei Beginn der Handlung die Mitternachtsstunde geschlagen hat, in welcher die Personen ihre Masken abwerfen; freilich, die Gesichter, die dabei zum Vorschein kommen, sind trotzdem nicht immer die wahren, sondern sie sind oft wunderbar geschminkt und täuschend; es ist dies der Zeitroman der Kretcliffe und Samarrow; da erschienen noch bei Lebzeiten der Helden die Napoleon und Garibaldi da erscheinen noch jetzt die Bismarck und Kessel mit offenem Mund, werden mit ihrem vollen Namen eingeführt; da herrscht keine Geheimthuerei, keine Räthselfabrikation; Jedermann weiß, wo man es zu thun hat; doch da tritt wieder ein anderer Zustand ein. Der Dichter kann seine Personen nicht bloß angeht photographiren; er muß sie doch auch sprechen lassen, und da lag er ihnen Worte in den Mund, die sie eben nicht gesprochen haben, die sie im besten Falle hätten sprechen können, aber aus jeden Augenblick Lügen strafen dürfen. Das ist keine Lage, in die ein Poet sich bringen darf; dergleichen paßt nur für einen Memoirenschreiber. Lebende Zeitgenossen eignen sich unbedingt nicht zu Romanfiguren. Solche Werke üben eine gewisseziehungskraft aus, wenn die Autoren genaue Kenntniß der Verhältnisse besitzen und aus dem Cabinet und aus der Schulplaudern; wenn sie in pilantzer Weise Anekdoten zu erzählen und ein wenig den Kammerdiener der großen Herren zu spielen wissen. Das ist aber eine Wahrheit, die mit der Dichtung nichts gemein hat; die dichterische Erfindung kann dabei nur eine untergeordnete oder störende Rolle spielen.

Ganz anders verhält es sich mit dem geschichtlichen Roman und allen seinen Abarten: was der Vergangenheit angehört, gehört zugleich der Erinnerung und ist dadurch in ein dichterisches Licht gerückt. Die Aufzeichnungen der Geschichtsschreiber, die Chroniken und Memoirenschreiber können nie erschöpfend sein; sie widersprechen sich oft, und schon die äußerlichen Thatfachen sind zu stellen, dazu gehört der Scharfsinn der Geschichtsschreiber, und auch dieser Scharfsinn kommt nicht immer zu den gleichen Resultaten. Es giebt auch auf dem Gebiete der Wissenschaft ganz geschichtliche Romane, und was früher für feststehende Wahrheiten galt, wird von einer späteren Zeit als unhaltbare Erfindungen nachgewiesen. Auch über die Motive, welche die Handlungen großer Männer bestimmen, herrscht oft Dunkelheit und Zweifel; ja vollständiger Widerspruch bei den gelehrten Fachmännern; wie verschieden nimmt sich das Bild Wallenstein's aus in der Darstellung verschiedener und sehr gründlicher Geschichtsschreiber. Ueber des Friedländers Charakter liegen sie ja in offener Fehde.

Es ist klar, daß, bei den eingeschränkten Grenzen der geschichtlichen Wahrheit, hier die Dichtung ihr Gebiet erweitern darf — und wo es den Tiefblick in geheime Beweggründe, räthselhafte Falten geschichtlicher Charaktere giebt, da kann sie stets von neuem sich das Lob des alten griechischen Epikers vindiciren, daß sie philosophischer sei als die Geschichte; doch außerdem läßt ihr diese ein großes Feld frei, auf welchem die schöpferische Phantasie sich rückhaltlos tummeln darf.

So ist denn der historische Roman seit den Zeiten Wallenstein's, der die anerkanntesten Vorbilder desselben geliefert hat, mit seiner Mischung von Wahrheit und Dichtung als legitim

Kind epischer Darstellung von der Aesthetik in Gnaden aufgenommen worden und hat sich auch in der Kunst des Publizismus befestigt. Die Wahrheit der Thatfachen muß er respektieren, soweit es sich um feststehende Daten, um die großen geschichtlichen Haupt- und Staatsaktionen handelt, und es wird vortheilhafter für ihn sein, wenn er nicht die großen Charaktere zu den eigentlichen Helden der Erzählung macht, sondern eine freierfindende Gestalt in den Vordergrund stellt und jene nur in entscheidenden Momenten auftreten läßt: sonst sind ihm die Hände zu sehr gebunden; bei der breiten Schilderung, welche die Darstellung des Romans verlangt, muß er sonst zu sehr ins Fahrwasser der Geschichte geraten, welche für das Bild großer Männer viel fertiges Material, viele umwandelbare Züge und selbst eine reiche aneddotische Ausschmückung gegeben hat.

Was man aber von dem geschichtlichen Roman verlangen darf, das ist Treue des Kolorits, nicht bloß des äußern, sondern auch des geistigen, und da dasselbe eine gewisse Breite der Ausdehnung verlangt, so sollten geschichtliche Zeiträume, welche für die Gegenwart kein Interesse, welche keine ihren Bestrebungen verwandte Züge darbieten, gar nicht zum Hintergrunde des Romans gemischt werden. Sonst erhalten wir den gelehrten Roman mit seinen langen archäologischen Kapiteln, und werden in einem Museum spazierengeführt, während wir dem freien Fluge der dichterischen Muse folgen wollten.

Eine Art des geschichtlichen Romans ist der literaturgeschichtliche — und er muß nach denselben Grundsätzen beurtheilt werden. Bei der Vorliebe der Deutschen für Literaturgeschichte hat dieser Roman bei uns große Verbreitung gefunden: schon die Romaniker schrieben ihre Shakespeare- und Camoens-Novellen; etwas später wurden unsere Klassiker selbst zu Helden solcher Erzählungen gemacht; wir erinnern an Otto Müller's „Bürger“ und an „Schiller's Heimathsjahre“ von Hermann Kurz, zwei sehr beachtenswerthe Werke, während Hermann Klente und Heribert Kar in ihren zahlreichen romanhafnen Biographien die Klassiker für den Bedarf des Leihbibliothekenpublikums einschlichteten, ähnlich wie das Luise Mühlbach mit den Friedrichs, Josephs und Napoleons gethan. Es handelt sich bei diesen Schriften, wenn wir einen Tadel aussprechen, nur um die lässige und zwitterhafte Form. Die Berechtigung, unsere Dichter und Denker in ein romanhaftes Gewand zu kleiden, kann auch ihnen nicht abgesprochen werden. Der Roman von Hermann Kurz, welchem Laube seine „Kantonschüler“ nachgedichtet hat, beweist zur Genüge, daß sich auf diesem Gebiete bei einer richtigen Mischung von Wahrheit und Dichtung schätzenswerthe Werke von literarischer Bedeutung schaffen lassen.

Dagegen ist aber neuerdings ein fulminanter Protest erhoben worden; er galt einer Erzählung, welche diese Zeitschrift brachte: „Ranzjahre“, Bilder aus Weimars Blüthezeit von A. von der Elbe; sie wurde urbi et orbi als ein Verbrechen der bedingten Majestät unserer klassischen Epoche denuncirt und ein kritischer Strohwisch aufgesteckt, der alle Journale der Welt warnen sollte, diese verbotenen Pfade zu wandeln. Es ist hier nicht der Ort, diese Erzählung vom ästhetischen Standpunkte aus zu beurtheilen; es handelt sich nur um das Princip, ob in literaturgeschichtlichen Novellen und Romanen eine Mischung von Wahrheit und Dichtung als gänzlich unzulässig in die Welt zu erklären sei, und ob unsere Dichter und die Personen der gesellschaftlichen Kreise, in denen sie sich bewegten, wie man auf den Südeuropäern sagt, „tabu“ seien, sodas jede Verührung des Unerüberhebaren verhängnisvoll und verderblich für die Novellisten würde, die sich dieselbe zu schulden kommen ließen.

Natürlich geht dies „Tabu“, diese Heiligensprechung von den Dichtern aus — und so ist es auch hier. Fort mit dem vorhanen Volke aus den Tempeln und von den Altären, wo sie

opfern! Ein Friedrich der Große, ein Napoleon darf von den Romanschreibern in freierfindende Abenteuer verstrickt werden; dagegen regt sich kein Widerspruch; aber ein Goethe — das ist ein Attentat auf die Goetheforschung, die mit so vielem, gewiß verdienstlichem Eifer die Thatfachen jener Epoche festzustellen sucht, das ist ein Angriff auf das Monopol derjenigen, welche den Goethe-Kultus als Lebensaufgabe betreiben. Da gebietet es sich, daß an diese Hohenpriester Fragen gestellt werden, ob alles wahr sei, was in jener Erzählung stehe, und mit bedauerlichem Achselzucken müssen sie dann erwidern: vieles darin sei schüde Erfindung und es sei ein Frevel, mit einem Dunstkreise neuer Mythen das Gestirn zu umgeben, das sie mit ihren kritischen Teleskopen durchforscht hätten.

Gegen jede Ausnahmestellung, gegen jedes Monopol zu protestiren ist das Recht einer gesunden und freisinnigen Aesthetik. Entweder darf überhaupt der geschichtliche Roman nicht Dichtung und Wahrheit vermischen, mag er einen Helden nehmen, welchen er immer sich wählen will — oder wenn er's darf, so haben ein Goethe und Karl August kein Vorrecht vor den Helden der politischen Geschichte — und was dem einen recht ist, das ist den andern billig. Vor allem aber hegen wir noch begründete Zweifel, ob die Goethe-Forschung selbst eine so vollkommene Klarheit über jene Epoche verbreitet hat, daß die Vertreter derselben ein Recht haben, sich vor jeder andern Auffassung zu betheiligen und Bilder, die nicht in ihrem Guckkasten zu finden sind, als Herrbilder zu bezeichnen. Trotz aller Wäschkörbe voll Wäschjettel, welche überflüssiger Weise angesammelt worden sind, herrscht doch noch über einige gar nicht unwichtige Punkte, die das Leben und Treiben in jener klassischen Epoche betreffen, große Unsicherheit — und die Gelehrten widersprechen sich selbst in einer oft auffallenden Weise. So z. B. was das Verhältniß zwischen Goethe und Frau von Stein betrifft, welches übrigens von A. von der Elbe ganz in der kanonischen Weise nach dem Evangelium Dünger als ein rein platonisches hingestellt worden ist, während andere Forscher dies als einen Mißgriff bezeichnen müßten und wir selbst mit ihnen der Ansicht sind, daß eine solche Auffassung wenig in Einklang steht mit dem Charakter und den Lebensanschauungen des Dichters und mit den späteren Eiferjüchteleien und der Verbitterung der Frau von Stein über sein Verhältniß zur Vulpinus. Da sind Berge von Briefen aufgehäuft und herausgegeben worden — aber glauben denn die Herren, daß alles in den Briefen steht, was sie gern wissen möchten? Es läßt sich nicht einmal alles zwischen den Zeilen lesen. Doch sie haben ja das Monopol: von Karl August, von Herzogin Luise, von Fräulein Göchhausen, von Corona Schröter darf sich Niemand ein anderes Bildniß und Gleichniß machen, als dasjenige, das die Fabrikmarke ihrer Goethe-Kritik trägt. Uns fällt dabei immer aus Gustow's „Maha Guru“, seinem tibetanischen Jugendroman, die köstliche Geschichte von den tragikomischen Schicksalen des Besizers einer Götzenmanufaktur ein, der wegen freigeistiger Abweichung von der Tradition der göttlichen Physiognomien, besonders was die Proportion zwischen Mund und Nase betrifft, zum Tode verurtheilt werden soll. So sind die Proportionen und Maßstäbe für jedes Gesicht von den Hütern unserer klassischen Epoche gegeben — und wehe dem, der davon abzuweichen wagt!

Mögen sie nach der Wahrheit streben, die ihnen erreichbar ist, soweit es die aufgefundenen Dokumente und die eigenen Brillen zulassen, durch welche mehr oder weniger jeder auch erkannte Wahrheiten ansieht; doch mögen sie die Mischung von Dichtung und Wahrheit in freien Phantasie-Erfindungen auf geschichtlicher Grundlage nicht gleich in den Abgrund der Hölle verdammen, wenn ihre Studentenkreise dabei berührt werden, oder mögen sie dann wenigstens so konsequent sein, über alle Dichter historischer Romane als Verfälscher geschichtlicher Wahrheit ohne Ausnahme den Stab zu brechen.

Blätter und Blüthen.

Der Berliner Tatterfall. (Mit Illustration S. 373.) Im Jahre 1765 gründete Richard Tatterfall in der Hauptstadt des sporrigen Großland ein Etablissement mit Versammlungszimmern für Pferdeliebhaber und einem Hofraume zur Ausstellung von Pferden. Das Unternehmen fand allgemeinen Anklang, bot bald den Mittelpunkt für Kauf und Verkauf von Pferden und Wagen und bildete eine Art Pferdebörsen, auf welcher nach allerley Weisen abgetrossen und liquidirt wurden. Durch die Maßnahmen Richard Tatterfall's wurde das Etablissement bedeutend erweitert

und trug für alle Zeiten den Namen seines Gründers. Auch für ein ähnliches deutsches Institut, das in Berlin besteht, wurde diese englische Benennung beibehalten. Viele Leute, denen die Entstehungsgeschichte des Tatterfalls unbekannt ist, sprechen und schreiben trotzdem konsequent von einem „Tatterfaal“, ohne sich über die Bedeutung des eigenhämlich klingenden Wortes Rechenschaft ablegen zu können.

Aus dem oben Gesagten dürfte Jedermann klar sein, daß in diesem Etablissement der „Saal“ wohl das Nebensächliche ist und Stall und

Reitbahn die Hauptfache bilden. Diese finden wir auch auf dem lebendigen Gruppenbilde von Axel Zimmermann wieder, das unsern Lesern ein interessantes Stück Berliner Lebens vor Augen führt.

Der Berliner Tatterfall, der zwei Etablissements, in der Straße Schiffbauerdamm und in der Georgenstraße, besitzt, konnte seiner Bedeutung nach auch „deutscher Tatterfall“ genannt werden, denn er ist der Centralpunkt für Pferdeliebhaber aus dem ganzen Deutschen Reiche.

Während nun Paris und London in ihren Tatterfall-Stallungen fast ausschließlich Pferde beherbergen, welche in öffentlicher Auktion versteigert werden sollen, ist der Betrieb hier ein bedeutend vielseitigerer. In den beiden Berliner Etablissements findet man meist über 200 Pferde, welche zum Theil Privatleuten gehören, die ihre Thiere gut unterbringen und auch die Reitbahnen benutzen wollen, zum Theil des Verkaufes halber eingestell worden sind.

Aber der Tatterfall hält auch eigene Pferde, auf denen die Stallmeister Unterricht ertheilen und die zum Ausreiten im Freien vermietet werden. Namentlich im Winter erhält man einen Begriff von der Großartigkeit des Tatterfalls und lernt seine Vielseitigkeit kennen. Bei Gastlich, in frühesten Morgenstunden, werden die Verkaufspferde geritten, später erscheinen die Herren auf ihren eigenen Pferden; dazwischen wird Unterricht ertheilt, oder es werden Pferde von Käufern probirt. An mehreren Tagen der Woche spielt, von zwei Uhr ab, eine vortreffliche Kapelle und dann scheint es, als ob Alles, was Sportliebhaber ist, sich hier ein Stelldichein gegeben hätte. Auch das schöne Geschlecht ist stets zahlreich vertreten, und man glaubt in einen Circus mit seinem bunten Leben vertrieben zu sein, wenn man von den Tribünen herab in das lebhaft Treiben hinabschaut. Hier bäumt sich ein schneeweißer Renner und macht, von den Sporen unsanft berührt, einen Seitenprung, dort jagen zwei Fische, Kopf an Kopf, in gleichmäßigem Tempo vorüber. Das Geräusch des Lederzeuges und der sich fest auf den weichen Erdboden eingrabenden Hufe, ein „he! he!“ oder ein Lachen dringen in eigenartiger Zusammenfügung an unser Ohr. Wir sehen die Schleier fliegen und die graziosen Frauenkörper sich wiegen, beobachten das Temperament jedes einzelnen Thieres, wie es sich in Gangart und kleinen Eigenheiten bemerkbar macht. Wie genau hält jedes Pferd mit seinem unsittlichen Sinn die Takte inne und fügt sich doch der leitenden Hand zugleich!

Zum Schluß setzen die Thiere auch zum Galopp an und das Hürden-Überbringen beginnt. Es ist meist in der Rennbahn so voll, daß es wie ein Wunder erscheint, wenn fast nie ein Unglück passiert, und doch zeigt unser Bild, daß eine weniger geschickte Hand auch einmal ein Thier zum Straucheln bringt.

Dem Publikum wird in der bereitwilligsten Weise der Zutritt zu den Tribünen gestattet, um dem Vergnügen zuzusehen und sich ein Urtheil über die Leistungen der einzelnen Reiter zu bilden. Später, bis 11 Uhr Abends, reiten dann noch geschlossene Gesellschaften unter der Leitung eines Stallmeisters. Diese Gesellschaften bestehen fast ausschließlich aus Kaufleuten, denen bei Tage die Zeit mangelt, sich diesem anziehenden und gesunden Sport hinzugeben.

Jugendspiele. Der Sommer ruft unsere Jugend wieder hinaus ins Freie, wo Alles grün und blüht; auf den Wiesen und Spielplätzen wird's wieder lebendig, und selbst die kleineren Kinder tummeln sich wieder im warmen Sonnenschein. Da heißt es nicht mehr: „Wollen wir spielen?“ Diese Frage ist längst selbstverständlich mit einem „Ja“ entschieden. Es soll ja so viel in der Schule gelernt, so lange still gesessen sein. Es ist ja so schwer, bei den häuslichen Arbeiten geduldig auszuharren, während draußen der Himmel lacht und die Vögel singen. — Aber endlich ist die Pflicht gethan, und jetzt winkt die Erholung. Also, hinaus ins Freie! „Laßt uns spielen!“ „Mit wem?“ — Zunächst mit den Altersgenossen, die schon bereit stehen. Aber auch Erwachsene, die Eltern, der Lehrer, der und jener Kinderfreund betheiligen sich gern; man ordnet an, überwacht, bringt zu rechter Zeit Abwechslung hinein und sieht überhaupt selbst im kindlichen Spiele den Nutzen für Auge und Ohr, für Blutumlauf und Muskelkraft, für Körper, Geist und Charakter.

Da kommen eben zwei Büchlein so recht zu passender Zeit. Das eine, von einem Leipziger Lehrer, L. Wittenzweien, betitelt sich „Das Spiel im Freien“ (Leipzig, H. Merseburger). Angeregt durch die Spielgärten des dortigen Schreiber-Vereins, die der Jugend viel Genuß gewähren, giebt der Lehrer hier für Jeden, der gern Spiele leiten und arrangiren möchte, eine Anleitung. Ein theoretischer Theil erörtert den Nutzen des Spiels, das im Wechsel zwischen Arbeit und Erholung bei unsrer kleineren und erwachseneren Kindern Frohsinn, Heiterkeit, Gewandtheit und Thatkraft weckt, das Sinn für das Gefekmäßige bildet, harmlose, edle Gefinnungen fördert und so überaus bedeutungsvoll für das spätere Leben ist. Der praktische Theil giebt dann die Beschreibung von Ball-, Lauf- und Fangspielen, Kampf-, Ziel- und Wurfspiele schließen sich an, und den Schluß bilden die Singspiele, denen die Noten zu den einfachen Liedern beigelegt sind.

Ein Thüringer Lehrer, Constantin Kämpel in Lauscha, ist der Verfasser der anderen Schrift: „Das Spiel der Jugend“ (Hildburghausen, F. W. Gadow und Sohn), die einem Berichte auf einer Lehrerversammlung in Sonneberg, wo Herr Kämpel seine Schüler die Spiele vorführen ließ, ihr Entstehen verdankt. Dem guten Willen zur Anordnung von Jugendspielen fehlt oft die Kenntniß. Hier den Lehrern und Erziehern Unterweisungen und Rünke zu geben, ist dem Verfasser durch Beschreibung, zum Theil auch bildliche Darstellung der Spiele für die verschiedenen Altersstufen gut gelungen. Vom einfachsten Kinderpiel bis zum Croquet und Fußball ist Alles vertreten.

Inhalt: Leubdensch Seixath. Von W. Feinburg (Fortsetzung). S. 269. — Gustav Radtikal. Portrait S. 269. — Eine Beschreibung. Von Johannes Scher (Scher S. 274. — Ein letztes Jahresmestreffen mit Gustav Radtikal. Von Dr. Fesquel-Lesche. S. 278. Mit Abbildungen S. 278 und 279. — Ein Kranz. Gedicht von Gustav zu Scher S. 280. Mit Illustrationen S. 289 und 291. — Wanderien über Remondschönung. Von Rudolf von Gottschall. 1. Hobeheit und Dichtung im Roman. S. 286. — Hört's die Treppen als Wegweiser. — Kleiner Briefkasten. S. 284.

Auf die Frage: „Was spielen wir?“ ist also eine Fülle von Antworten für Groß und Klein, für Knaben und Mädchen bereit. Nun lesen wir:

„Laßt nur die Kinder spielen,
So lang' sie froh und frei;
Bringt erst die Arbeit Schwielen,
Ist's mit dem Spiel vorbei.“

Dr. L. Färk.

Der Wortschatz einer Sprache. Marsh giebt an, daß die Zahl der bei guten Schriftstellern und richtig Sprechenden gebräuchlichen Worten, einschließlich der Ausdrücke in Wissenschaften und Künsten, wahrscheinlich nahe an 100 000 beträgt. Jedoch kommt ein großer Theil dieser Worte in dem gewöhnlichen Gebrauche des täglichen Lebens nicht vor. Berühmte englische und amerikanische Redner verfügten gelegentlich über etwa die Hälfte dieser ungeheuren Wortfülle, obwohl sie gemeinhin mit sehr viel geringerem oratorischen Aufwande begnügten. Nur wenige Schriftsteller oder Redner wenden mehr als 10 000 Worte an, gewöhnliche Menschen von geistiger Durchschnittsbegabung kaum mehr als 5000 bis 4000. Sollte ein Gelehrter ohne vorherige Prüfung diejenigen Namen nennen, welche über den reichsten englischen Sprachschatz verfügen, würde er wahrscheinlich den vielseitigen Shakespeare und den drolligen Milton anführen, und doch kommen in allen Werken des großen Dichters nicht mehr als 15 000 und in Milton's Gedichten des großen Dichters verschiedene Worte vor. Das Alte Testament verwendet 5642 Worte an Sammlische ägyptische Hieroglyphenschriften betragen nicht mehr als 2000 und das ganze italienische Gebrauchsvocabularium ist kaum ansehnlicher.

Serzliche Bitte. Seit länger als 20 Wochen herrscht in der Familie des Lehrers Arndt in Kedenstün, Kreis Ost-Prignitz, eine merkwürdige Krankheit, der Typhus. Zuerst legte sich eine erwachsene Tochter, dann die Ehegattin, dann Arndt selbst, zuletzt eine zur Pflege der Kranken herbeigekommene Tochter. Selbst noch todtkrank, mußte Arndt es erleben, daß seine Ehefrau, die Mutter seiner sieben noch unversorgten Kinder, dem Tod von seiner Seite gerissen ward. Schon vor diesen Krankheiten mit schweren Sorgen um die Existenz seiner zahlreichen Familie einseitig steht Arndt jetzt vor einer trüben und dunklen Zukunft. Die Bedenken für Aerzte und Apotheke belaufen sich allein auf weit über 200 Mark. Hat nun auch die königliche Regierung dem schwergeprüften Manne um meinen Vorschlag eine Unterstützung gewährt, so bleiben doch noch ein Bedrückniß des Unglücklichen noch immer so groß, daß, wenn welche je wieder seines Amtes mit Freudigkeit warren soll, ihm ausgiebige Hilfe zu theil werden muß. Wohlthät. Brüder und Freunde des Landes, helft mit, damit ich dem braven Lehrer Arndt in Eurem Namen sagen kann: „Eich, die Liebe hört nimmer auf!“

Außsdorf bei Preßwald im April 1885.
Randoehr, Pastor.
Bislar für die Parochie Kedenstün.

Allerlei Kurzwel.

Die Treppe als Wegweiser.



Die durch den Typhus verdeckten mittleren Buchstaben der sieben, auf den Treppenschritten stehenden Wörter sagen, zu wem die Treppe führt. Die sieben Wörter lauten, von oben in absteigender Reihenfolge: einen Bezirksgen, einen Fluß, einen Kanton des Schweiz, einen Bogen, einen Champagnisabkühler, einen Vorn.

Kleiner Briefkasten.

(Anonyme Anfragen werden nicht beantwortet.)

J. M. in Wien. Wenden Sie sich an die medicinische Fakultät der k. k. Universität, mit der Bitte um nähere Auskunft.
W. S. Das betreffende Buch beziehen Sie durch jede Buchhandlung.
H. S. in A. Udemart, v. d. W. in Wien, J. T. Nicht geeignet.